

Postverlagsort München Ausgabe D

ZB

ILLUSTRIERTE

Nr. 12 | 1957 · 1. Juniheft

40 Pfg.

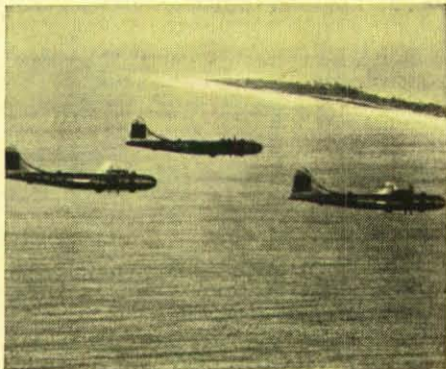


Die Rache der Atome

Wir schildern heute die dramatischen Etappen auf dem Wege in ein neues Zeitalter



Ex-Major Eatherly



Atom-Bomber vom Typ B-29

DIE RACHE DER ATOME

Flucht ins Verbrechen

Lange hatte Mike, der Fahrer des Polizeiautos, in einer unbelebten Seitenstraße vor dem Hinterausgang des Veteranen-Krankenhauses in Walco im amerikanischen Staat Texas warten müssen. Einen ganzen Nachmittag! Erst als es dämmerte, traten hastig drei Männer aus der Tür. Sofort war Mikes Schläfrigkeit verfliegen. Er sprang auf die Straße und riß die hintere Wagentür auf für den Mann, der mit Handschellen gefesselt war. Für einen kurzen Augenblick konnte Mike sein bleiches Gesicht sehen. Dann nahm er wieder seinen Platz am Steuer ein, und die rasende Fahrt begann. Er kannte die Geschichte dieses Häftlings, auf den nun eine Zelle des Gefängnisses von Forth Worth wartete.

Fast zwölf Jahre sind vergangen, seit der erfolgreiche Flieger Eatherly — denn kein anderer war der Gefesselte — nach Tinian zur US-Bombergruppe B 509 kommandiert wurde, deren Aufgabe es sein sollte, die erste A-Bombe über Japan abzuwerfen. Die Wirkung dieser Bombe war nicht genügend bekannt. Sie sollte ohne Radar-anwendung bei voller Sicht abgeworfen werden. In der Nacht zum 6. August 1945 — eine Stunde vor den drei Flugzeugen mit der todbringenden Last — startete Major Eatherly mit noch zwei Maschinen, um diejenige von drei Städten als Ziel zu bestimmen, über der die günstigsten Wetterverhältnisse herrschten.

Es war . . . Hiroshima . . . 86 000 Tote.
Drei Tage später startete Major Eatherly erneut, um ein zweites Ziel anzufliegen . . . Nagasaki . . . 116 000 Tote . . . grauenvolle Vernichtung . . . unfabbares Elend . . . Hohe Auszeichnungen und ein triumphaler Empfang in seiner Heimat täuschten nicht über die inneren Konflikte des Majors Eatherly hinweg. Als der Bürgermeister seine Ansprache hielt, flüchtete der gefeierte Held in eine Scheune und weinte.

Seine Frau ließ sich bald von ihm scheiden. Nachts, so erklärte sie dem Richter, stände ihr Mann auf, schreie „die Kinder, die Kinder“ und noch lauter „die Kinder“! Dann suche er nach Koffern. In seinem Wahn glaubte er, das Kriegsministerium wolle ihn nach Hiroshima und Nagasaki zu den grauenvollen Stätten der Vernichtung schicken. Für Eatherly war das Leben nicht mehr erträglich. Nach langem Umherirren erlitt er einen Nervenzusammenbruch und wurde in das Veteranen-Lazarett in Waco eingeliefert.

Obgleich er nach seiner Entlassung aus der Krankenanstalt eine Rente von über 1000 Mark erhielt wurde Eatherly zum Einbrecher. Eine Villa, das Büro einer Ölfirmas und die Kasse eines Restaurants raubte er aus, er fälschte Schecks und stahl ein Auto.

Seine Rente hatte Eatherly monatelang nicht abgehoben. Sah er doch in diesem Geld eine Belohnung für den Bombenabwurf. Er suchte Buße und Sühne, suchte Vergessen, aber er wurde im bürgerlichen Sinne zum Verbrecher. — Ein Jahr Gefängnis.

Kaum wieder frei, versuchte Eatherly in eine Bank einzubrechen und wurde schließlich eines Morgens in einem Postamt mit den Taschen voller Geld erneut festgenommen. Jetzt soll er in eine Irrenanstalt eingeliefert werden.

Die Rache der Atome . . .

Geheimnisvolle Fracht

Unter schärfster Bewachung wurde am 16. Juli 1945 eine große Holzkrate im Hafen von San Francisco auf den schweren Kreuzer „Indianapolis“ verladen. Kurz darauf stach das damals schnellste Schiff der amerikanischen Kriegsflotte in See. Nur drei Menschen an Bord wußten, daß sich in der geheimnisvollen Kiste die Teile der ersten Atombomben befanden. Besondere Sicherungen vor feindlichen U-Booten und Luftangriffen waren getroffen, damit die wertvolle Fracht die Insel Tinian, den größten Kriegsflughafen der USA im südlichen Pazifik, erreichen konnte. Dort wurden die beiden ersten Atombomben zusammengesetzt.

Nach Vervollendung seiner Mission stach das Schiff wieder in See. In der Nacht des 3. Juli, noch bevor es den nächsten Hafen anlaufen konnte, traf ein Torpedo den schweren Kreuzer. Die verzweifelten Blinkzeichen der untergehenden Besatzung hielten in der Ferne vorbeifahrende Schiffe für normale Positionslichter. Durch eine Kette unglücklicher Umstände erhielt das Flottenkommando erst vier Tage später Nachricht vom Untergang der „Indianapolis“. Nur wenige von den 1196 Männern konnten gerettet werden. 880 Tote.

Die Rache der Atome . . .

Tödliche Strahlen

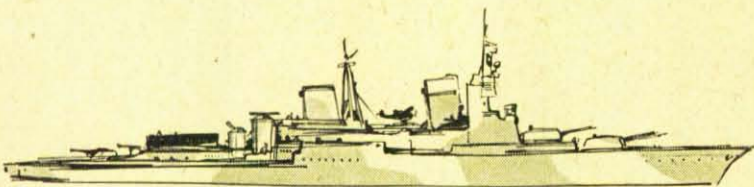
Im Sommer 1945 arbeitete ein Stab von Wissenschaftlern in Los Alamos (USA) fleißig an der Fertigung der ersten Atombombe. Beim Abwurf der Bombe sollte in ihrem Inneren durch das Zusammenrücken zweier Uran-Halbkugeln eine Kettenreaktion ausgelöst werden. Ob diese Kettenreaktion aber die erstrebte gewaltige Explosion auslösen würde, das hing von der Menge Uran ab. Es durfte weder zu viel noch zu wenig sein. Diese sogenannte „Kritische Masse“ sollte der Forscher Slotin herausfinden. Unzählige Male schob er Uranhalbkugeln verschiedener Größe ohne besonderen Strahlenschutz mit zwei Schraubenziehern jeweils immer näher zusammen. War der kritische Punkt erreicht und setzte dann der Beginn einer Kettenreaktion ein, so brachte Slotin die Halbkugeln so schnell wie möglich wieder auseinander. Endlich hatte er die „Kritische Masse“ gefunden.

Er wurde beauftragt, die ersten A-Bomben offiziell der Armee zu übergeben. Hiroshima und Nagasaki waren das Ende des zweiten Weltkrieges.

Die Arbeiten in Los Alamos aber gingen weiter. 6. Mai 1946. Die Bomben für die zweiten Versuchsexplosionen auf Bikini wurden hergestellt. Slotin führte wiederum seine Experimente durch. Plötzlich, als die Kettenreaktion einsetzte, glitt sein Schraubenzieher aus. Blitzartig hatte Slotin die beiden Uranhalbkugeln mit bloßen Händen auseinandergerissen.

Die Atomstadt war vor dem Untergang gerettet, aber gefährliche Strahlen hatten den Forscher getroffen. Unter grausamen Schmerzen verstarb nach sieben Tagen der Mann, der die „Kritische Masse“ für die ersten auf Hiroshima und Nagasaki geworfenen Bomben bestimmt hatte.

Die Rache der Atome . . .



Das war der Schwere Kreuzer „Indianapolis“, schnellstes Schiff der US-Marine.

Der Mensch greift in Gottes Werkstatt

Niemand kann in unserer Zeit am Thema Atom vorbeigehen. Gefahren und Hoffnungen, ja die Zukunft der gesamten Menschheit und jedes einzelnen unter uns sind heute an Atome gekettet. In unserer großen Serie „DER MENSCH GREIFT IN GOTTES WERKSTATT“ lesen Sie: Erforschung der Atomwelt — Kernforschung während des zweiten Weltkrieges in Deutschland — Herstellung der ersten A-Bomben in den USA — Atomspionage — Gefahren der Wasserstoffbombe — Fliegt die ganze Erde in die Luft? — Atome für den Frieden — Isotope für Medizin und Industrie.

Die ersten Etappen

Die Erfindung der Griechen

Kaum ein halbes Jahrhundert ist die Kernforschung alt, die einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit eingeleitet hat. Doch mehr als 2000 Jahre sind vergangen, seit griechische Philosophen Atome erdachten. Ihr Nachdenken über die Welt führte zu der Annahme, wie ein Haus aus Steinen, so seien alle Dinge aus kleinsten unsichtbaren Teilchen zusammengesetzt. Diese wurden Atome genannt (atomos heißt unteilbar). Besonders der Philosoph Demokrit, der an den Ufern des Ägäischen Meeres in Abdera lebte, gilt als Begründer der Atomtheorie. Alles, erklärte er, ist aus Atomen zusammengesetzt, die wie Würfel, Kugeln oder Kegel gestaltet sind und sich durch Haken, Nuten und Ösen untereinander zu mannigfaltigen Stoffen verbinden. Das Feste und das Flüssige, das Saure und das Süße entstehen durch verschiedenartige Verkettung, ähnlich wie mit den Buchstaben des Alphabetes Gedichte, Dramen und Lustspiele geschrieben werden. Ewig innewohnende Bewegungskraft, Anziehung und Abstoßung, „das Lieben und das Hassen der Atome“, ist die Ursache für die Veränderungen in der Welt.

Selbst der Mensch besteht aus Atomen. Zwischen zwei Körperatomen ist ein Seelenatom gelagert. Nach dem Tode kehren die Atome in den Haushalt der Natur zurück. Diese Einsicht, meint Demokrit, gewähre, daß der Mensch durch die „über die Zeit nach dem Ende erlogenen Fabeln“ nicht beängstigt werde.

Weder Demokrit noch sein Schüler Epikur konnten beweisen, daß es Atome gibt. Das Atom war sozusagen eine reine „Erfindung“, und sie gipfelte in dem Satz: „Es existiert nichts als die Atome und der leere Raum!“

Wo aber blieben in diesem materialistisch-naturwissenschaftlichen Weltbild die Götter? Platon und Aristoteles ließen die Welt von Ideen bedingt sein und lehnten die Lehre des Demokrit entschieden ab. An Platon und Aristoteles hat die christliche Theologie angeknüpft. Jahrhundertlang gerieten die Atome in Vergessenheit.

Die neuen Forscher

Ein Theologe und Philosoph, der gleichzeitig auch als Mediziner, Mathematiker und Astronom einen Namen hatte, war der Franzose Gassendi (1592 bis 1655). Er griff als erster die Lehren der griechischen Atomisten wieder auf. Gewiß zweifelte er nicht an der Existenz Gottes, des Schöpfers, doch fand er ihn zu weit von uns entfernt und nicht faßbar. So ließ Gassendi die

Frage, ob und wie die Welt als eine Erschaffung Gottes zu verstehen sei, außer acht. Er sagte einfach: die Welt besteht aus Atomen, und außer ihnen gibt es nur den leeren Raum.

Wie Gassendi, sind Forscher der folgenden Jahrhunderte zu neuen Erkenntnissen vorgedrungen, indem sie die Rolle der ungläubigen Kinder spielten. Wenn die Mutter beim Blitzen und Donnern erklärt hatte, der liebe Gott schimpfe, so fanden sie Erklärungen ohne den lieben Gott. Ihr Geist drang ein in die Geheimnisse der Natur, drang ein in Gottes Werkstatt.

Feuer, Wasser, Erde, Luft

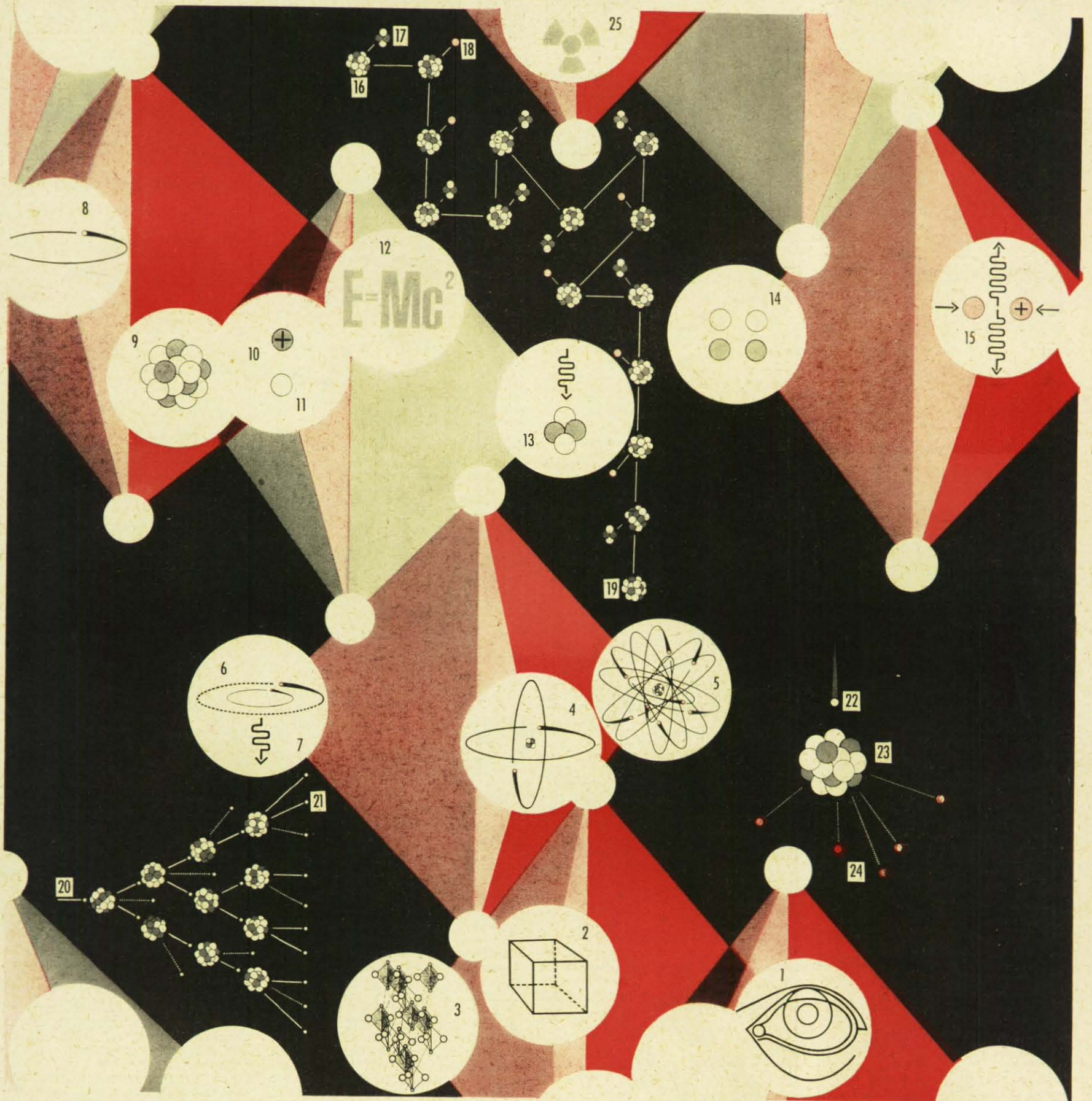
War die volkstümliche, aus der Antike überlieferte Ansicht richtig, daß alles in der Welt aus den Elementen Feuer, Wasser, Erde, Luft bestand? Den Iren Robert Boyle (1627—1691), einem Zeitgenossen von Shakespeare, Newton und Leibniz, ließ diese Frage nicht ruhen. Bei seinen Experimenten stieß er auf Grundstoffe, die sich trotz vieler Versuche mit chemischen Mitteln nicht weiter zerlegen ließen: Gold, Silber, Blei, Kupfer, Schwefel, Quecksilber und andere mehr. Erde, Wasser, Luft ließen sich zerlegen, sie waren von nun an für die Wissenschaft keine Elemente mehr.

Die kleinsten Dinge

Kaum hundert Jahre später drang der Engländer John Dalton (1766 bis 1844) weiter in die Welt der kleinsten Dinge vor: Jedes Element besteht aus einer Anhäufung gleichartiger Atome, den kleinsten und unteilbaren Teilchen, welche die chemischen Eigenschaften der Elemente besitzen. Neben den wenigen Elementen gibt es viele Stoffe, die sich aus Verbindungen von Elementen zusammensetzen. Dalton fand, daß diese Verbindungen an bestimmte Zahlen gebunden waren. Zwei Teile Wasserstoff verbanden sich nicht mit zwei Teilen, sondern nur mit einem Teil Sauerstoff. Dieser war 16mal so schwer wie Wasserstoff, das leichteste Element. Nach den einzelnen Werten, die Dalton fand, stellte er eine Tabelle der Elemente auf. Lücken in der Tabelle wiesen darauf hin, daß verschiedene Elemente noch nicht gefunden waren. Heute kennen wir 88 in der Natur vorkommende und 13 künstlich in Laboratorien herstellbare Elemente. Von den natürlichen sind 65 Metalle, 11 Gase, flüssig sind nur Quecksilber und Brom. Die Grundstoffe gehen Verbindungen ein, denen die Urform der einzelnen Grundstoffe nicht anzumerken ist. Das Wasser leugnet, daß es

Fortsetzung Seite 18

BAUSTEINE DER WELT



Das ABC der Atome

1/2. DAS MENSCHLICHE AUGE ist ein Sinnesorgan, das nur auf Lichtreize reagiert. DIE ZAHL DER GEGENSTÄNDE, die wir sehen können, ist begrenzt.

3. MIT DEM ELEKTRONENMIKROSKOP kann man heute Gegenstände feststellen, deren Größe zwischen sechs und sieben Hunderttausendstel Zentimeter liegt. In dieser Größenordnung beginnt die Welt der Moleküle. Unser Bild zeigt die Struktur eines Kristalles. Die Kugeln stellen die Atome dar.

4. DRINGEN WIR WEITER EIN in die Materie, so gelangen wir zu den Atomen, die noch niemand gesehen hat. Dennoch kennt man ihre Größe und ihr Gewicht verblüffend genau. Die Physik mißt eben auch da, wo unsere Sinne nichts mehr wahrnehmen, indem sie aus den Wirkungen die Ursachen berechnet. Vor uns liegt das „Bild“ des Heliumatoms. Das Atom besteht aus einem Kern, um welchen Elektronen kreisen.

5. JE GRÖßER EIN ATOM — um so komplizierter sein Aufbau. Diese Abbildung zeigt uns das Modell des Stickstoffatoms.

6. JEDEM ELEKTRON ist eine bestimmte Bahn um den Atomkern vorgeschrieben. Die Elektronen der inneren Bahn besitzen eine kleinere Energie als die der äußeren. Wird nun dem Atom von außen her zusätzlich Energie zugeführt, so können Elektronen auf eine höhere Bahn gehoben werden, die energiereicher ist.

7. WIRD DIE ENERGIEZUFUHR unterbrochen, springt das Elektron in seine alte Bahn zurück. Dabei wird die aufgewendete Energie wieder frei.

8. UNSER BILD ZEIGT die Darstellung eines Elektrons. Nach neuerer Auffassung soll das Elektron kein Masseiteilchen, sondern eine Art Wellenbewegung sein.

9. DER ATOMKERN setzt sich aus zwei verschiedenen Bausteinen, den Protonen und den Neutronen, zusammen.

10. DIE PROTONEN tragen eine positive Ladung, deren Größe entgegengesetzt derjenigen eines Elektrons ist. Die Zahl der Protonen im Kern bestimmt einerseits die Art des Stoffes und andererseits, da das Atom nach außen elektrisch neutral ist, auch die Zahl der Elektronen.

11. DIE NEUTRONEN haben praktisch die gleiche Masse wie die Protonen. Sie sind jedoch elektrisch neutral. Ihnen fällt die Aufgabe zu, durch die Wechselwirkung mit den Protonen den Atomkern zusammenzuhalten.

12. EINSTEIN prägte diese Formel, die für alle Berechnungen der Atomphysik von fundamentaler Wichtigkeit sind. E bedeutet = Energie, M = Masse, c = Lichtgeschwindigkeit.

13. DER HELIUM-ATOMKERN besteht aus 2 Protonen und 2 Neutronen, deren Masse genau bekannt ist. Bei der Bildung des Atoms ging Masse „verloren“, welche in Form von Energie abgegeben wurde.

14. FUHRT MAN DEM KERN den gleichen Energiebetrag wieder zu, so kann er in seine vier Bestandteile zerlegt werden.

15. DER SCHÖNSTE BEWEIS für die Äquivalenz von Materie und Energie ist die Umwandlung des Lichtes in Energie.

16/17/18/19. IN DER NATUR KOMMEN auch instabile, sog. radioaktive Atome vor. Sie befinden sich immer in einem Zustand fortwährender Umwandlung. Der bekannteste Vertreter

ist das Uran, aus welchem unter Aussendung verschiedener Strahlen über mannigfache Zwischenstufen schließlich Blei entsteht. Unsere Darstellung zeigt die Uran-Zerfallsreihe.

20. BOMBARDIERT MAN ein anderes Isotop des Urans mit Neutronen, so zerfällt dieses in ungefähr 2 gleichgroße Bruchstücke, wobei wiederum 2-3 freie Neutronen entstehen. Diese können weitere Uran-Kerne zerstören. Auf solche Weise entsteht eine Kettenreaktion.

21. WIRD DIESE REAKTION richtig gesteuert, so kann die Explosion verhindert und die freiwerdende Energie für friedliche Zwecke verwendet werden.

22/23. VOR EINIGEN JAHRZEHNTEEN wurde die Entdeckung gemacht, daß unser Planet aus dem Weltall fortwährend von ungeheurer energiereichen Strömen von Protonen und Elektronen bombardiert wird.

24. DABEI ENTSTEHEN Beta- und Gammastrahlen (Elektronen- und Lichtemission), die infolge ihrer zu kleinen Energie nicht zur Erdoberfläche dringen können.

25. DAS INTERNATIONALE ZEICHEN für radioaktive Stoffe.

AUSGESETZT!



Nach einer theoretischen Schulung auf dem Flugplatz von Edmonton bringt ein Express-Bus 2000 Piloten der kanadischen Luftwaffe in Gruppen zu einem 240 km entfernten Waldsee in der Nähe der Rocky Mountains. Von dort aus machen Sie sich auf den Weg durch die weiße Einsamkeit, wo sie abgeschnitten von der Umwelt unter den gleichen Bedingungen leben müssen, wie etwa nach einer Notlandung oder einem Absprung über der kanadischen Wildnis.



Die Versorgung mit Wasser ist eines der schwierigsten Probleme für die ausgesetzten Piloten. Zwar gibt es Flüsse und Seen genug im kanadischen Norden. Aber sie sind fast das ganze Jahr über von einer dicken Eisschicht bedeckt. Nicht immer haben notgelandete Personen entsprechendes Werkzeug zur Hand. Wenn diese Möglichkeit ausgeschlossen ist, dann wird die benötigte Wassermenge über den Lagerfeuern aus Schnee und Eis gewonnen. Dazu braucht man Gefäße.



Zu den härtesten Ausbildungen, denen sich Soldaten auf der ganzen Welt unterziehen müssen, gehört das Leben in der

menschenlosen Wildnis unter den primitivsten Verhältnissen. Aber nur mit diesen Erfahrungen wird es notgelandeten Piloten möglich sein, im Ernstfall ihr Leben zu retten.



Unter größten Schwierigkeiten ist es hier zwei „Ausgesetzten“ gelungen, ein Loch in den dicken Eispanzer des Sees zu brechen. Der Catcher in ihrer Hand ist von ihnen selbst hergestellt worden, unter Bedingungen, denen sich notgelandete Flieger gegenübersehen. Das Netz für den Fischfang z. B. könnte man in diesem Falle aus einer Weidenrute und den Schnüren des Fallschirms herstellen.

„Haben Sie sich entschlossen?“ fragte Korsky und sah Jim Hawkins herausfordernd an. „Ich breche auf.“ Er kletterte schwerfällig von dem hohen Hocker herunter. Ein wenig schwankend blieb der untersetzte Mann vor Jim stehen. Er hatte hastig und viel getrunken.

Jim Hawkins dagegen hatte seinen Whisky nur langsam und in kleinen Schlucken genommen, um Zeit zu gewinnen. Aber ein Gedanke hatte alle anderen verdrängt: Korsky war ihm unsympathisch. Doch diese Feststellung half ihm nicht weiter. Hawkins saß in der elenden Siedlung fest und hatte die Wahl, bis zum Sommer untätig zu warten oder sich Korsky anzuvertrauen. Nur er kannte den Weg durch die weiße Einsamkeit nach Süden.

Korsky spuckte auf den Boden und wandte sich zur Tür. Hawkins übersah die Beleidigung. Er wollte fort!

„Nicht so hastig, Mann“, sagte er und bemühte sich, seiner Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben. „Natürlich komme ich mit.“

Korsky drehte sich schnell nach

Hawkins um. Sein Gesicht war breit und offen vor Erstaunen. Das hatte er offenbar nicht erwartet.

„Gut“, sagte er gönnerhaft. „Ich gehe zwar lieber allein, aber ich habe Ihnen ja gesagt, unter welchen Bedingungen ich Sie mitnehme. Fünfhundert in bar, im voraus zu zahlen! Und das Kommando habe ich!“

Als die Tür hinter ihnen in den Angeln schwang und Jim Hawkins Korsky zu seinem Quartier folgte, hörte er, wie in der Bar die Stimmen der Zecher laut wurden. Jim hatte keinen Zweifel, daß sie von ihnen sprachen, von Korskys Vergangenheit, die auch ihm nicht unbekannt war, und von seinem Leichtsinne, mit diesem Mann in die Wälder zu gehen.

An all das mußte Hawkins denken, als sie am dritten Tage ihrer Wanderung in einem kleinen Birkenwald rasteten. Sie hatten kaum miteinander gesprochen. Korsky war immer vorausgegangen, und Hawkins, mit den ungewohnten großen Sohlen aus geflochtenem Ried unter den Schuhen, hatte Mühe gehabt, ihm zu folgen. In den kurzen Nächten hatten sie Feuer

2000 Piloten leben wie Steinzeitmenschen



Ein fetter Schneehase ist in einer der primitiven Fallen gefangen worden, die die Flieger gestellt haben. Kunstgerecht wird er abgezogen.

gemacht und sich im Wachen abgelöst. „Ich habe den Weg verloren“, sagte Korsky unvermittelt. Erschrocken starrte Hawkins ihn an. Das Gesicht hatte einen verschlagenen Ausdruck, und Hawkins wußte nicht, ob der andere die Wahrheit sagte oder ihn nur ängstigen wollte.

„Glitz nicht so dumml!“ fuhr Korsky ihn an. „Wenn ich sage, ich habe den Weg verloren, dann ist es so.“ Er stand auf und begann, seine Sachen zusammenzuschüttern. Auch Hawkins erhob sich. Aber Korsky winkte mit der Hand ab. „Zu zweien haben wir keine Chance. Ich gehe alleine weiter. Für Sie wird es das beste sein, umzukehren. Aber beeilen Sie sich, es wird bald schneien. Dann könnten Sie die Spur verfehlen“, lachte er heiser. „Den Proviant nehme ich, mein Weg ist weiter.“

Ohne Gruß ging er davon. Noch immer hoffte Hawkins, es sei ein schlechter Scherz und der Kerl werde nach einigen Schritten haltmachen.

Tatsächlich blieb Korsky stehen, bevor er außer Rufweite kam.

„Ich würde dir nicht raten, mir zu

folgen“, rief er, während er das Gewehr von einer Schulter auf die andere hing.

Da wußte Jim Hawkins, daß es Ernst war, tödlicher Ernst! Der andere wollte ihn los sein und ließ ihn hilflos in der weißen Einsamkeit zurück.

Es war höchste Zeit, als die beiden kanadischen Piloten Bill und Garry ihn fanden. Eine zweite Nacht im Freien hätte er wohl nicht mehr überlebt. Die Flieger brachten ihn zu ihrer Hütte und flößten ihm ein heißes Getränk ein, das nach Tran schmeckte. Hawkins erzählte ihnen von Korsky. Er mußte ihnen alle Einzelheiten berichten, und sie fragten ihn, ob er genug Kräfte habe, ihnen den Weg zu zeigen.

Gegen Abend fanden sie ihn. Er war furchtbar zugerichtet. Der Schnee ringsum war zerwühlt und rot. Bill und Garry knieten nieder und untersuchten die Spuren.

„Es war ein Bär“, sagten sie übereinstimmend. Hawkins sah zu, wie die Männer darangingen, einen Schneebau über der Leiche aufzutürmen. Aber er konnte keine Hand rühren zu ihrem Werk.



Feuer machen ohne Streichhölzer? Auch das muß gekonnt sein. Bill und Garry basteln sich einen Feuerbohrer, wie ihn die Menschen der Steinzeit verwendet haben. Durch Hinundherziehen des Bogenschaftes lassen sie die geschnitzte Spindel so lange rotieren, bis der Zunder Feuer fängt.



Tief sinkt man ein in dem losen Neuschnee, der fast täglich in diesen nördlichen Gebieten Kanadas fällt, und oft versperren Schneewehen den Weg. Einfache Schneeschuhe aus Ästen und Kordel, wie sie auch die Jäger und Fallensteller dieser Gebiete tragen, ermöglichen den Menschen ein schnelleres Fortkommen.



Vor der improvisierten Hütte wird die Feuerstelle angelegt und mit einer aus massiven Holzstämmen gebauten Rückwand abgeschirmt, damit die Wärme so tief wie möglich in das Innere der primitiven Behausung reflektiert wird. Denn vor allem die Nächte sind kalt in den arktischen Regionen, und Temperaturen bis zu 50 Grad unter dem Gefrierpunkt sind hier keine Seltenheit.

► VÖGEL GREIFEN AN -

Gefährliche Zwischenfälle auf den Luftverkehrsstraßen der

Fortsetzung und Schluß

„Was die Bussarde auf dem Alexander-Archipel wollen, ist mir schleierhaft, zumal ich die Anzahl noch nicht kenne und daher auch nicht weiß, ob diese Schwärme etwas Außergewöhnliches darstellen. Es kann ja sein, daß die Vögel ihre Brutplätze dort haben, und somit wäre es nichts Auffallendes, wenn sie alle dort hinziehen. Man kann doch kaum annehmen, daß sie wie die Menschen ausziehen und strategische Gruppen bilden, um gegen die Flugzeuge ins Feld zu ziehen.“

Da ertönte auch schon aus dem Lautsprecher, der in der Kabine des Kommodore angebracht war: „Hier Maschine 2. Sind in der Nähe der von uns gemeldeten Bussarde und können ungefähr 400 Vögel feststellen, die Richtung Quadrat 77 beibehalten.“

Osborne notierte, und auch Perkins machte sich Notizen.

Jetzt meldete sich Flugzeug 3 mit 150 Bussarden, dann 4 mit 80 und endlich 5 mit 600, und alle Tiere behielten Richtung auf Quadrat 77 bei.

„1360“, brummte Osborne, „eine schöne Anzahl. Ich möchte jetzt doch wissen, was sie bei Quadrat 77 zu suchen haben.“

„Eine derartige Menge kann doch nicht zufällig denselben Weg nehmen“, mutmaßte Perkins. „Da steckt doch etwas dahinter!“

„Wollen Sie vielleicht sagen, daß diese Biester einen strategischen Schlachtplan ausgearbeitet haben, um uns zu vertreiben?“ fragte Osborne sarkastisch. „Sie konnten gar nicht wissen, daß wir kommen, oder glauben Sie, daß sie unsere radiotechnischen Meldungen gehört haben?“

„Das meine ich auch nicht“, brummte Perkins. „Ich nehme an, sie haben irgendeinen besonderen Grund, nach diesem Quadrat zu fliegen.“

„Was halten Sie von einer Vogelolympiade?“ fragte Osborne. „Sie tragen den Wettkampf im 100-Meter-Flug, im 1000-Meter-Flug, im Sturzflug und Gleitflug aus.“

„Glaube ich nicht“, lachte Perkins. „Eher denke ich an eine Tagung über die Verteilung der Futterplätze. Die einzelnen Gruppen sind Parteien, ihre Anzahl entscheidet bei der Abstimmung. Die größte Partei erhält auch...“

„Nicht politisch werden“, unterbrach Osborne, „das verdirbt den besten Charakter.“

„Im Ernst, Kommodore, was glauben Sie wohl, was die Vögel bei Quadrat 77 vorhaben?“

„Darüber zerbreche ich mir schon lange den Kopf. Auch ich bin der Meinung, daß sie einen ganz bestimmten Zweck verfolgen. Soviel verstehe ich auch, daß die Bussarde, die ja sonst nie in großen Scharen fliegen, irgend etwas vorhaben.“

Da ertönte es aus dem Lautsprecher: „Hier Maschine 2. Sichten in der Ferne weitere Schwärme von Vögeln; die von unseren Kameraden verfolgt werden und alle einer Richtung zustreben. Es kann nicht lange dauern, bis sich alle vereinigt haben und unsere Staffel gemeinsam dem ganzen Schwarm folgen kann.“

Osborne legte einen Hebel um und sprach in die Sendeanlage: „Setzen Sie sich von den Bussarden ab und fliegen Sie voraus zu Quadrat 77. Dort stellen Sie fest, wo der ganze Schwarm sich niederlassen könnte, und geben Meldung.“

Es antwortete: „Staffel 2 Befehl verstanden, können aber den Befehl nicht ausführen, da zuwenig Treibstoff. Allen anderen dürfte es genauso gehen. Erbitten Anweisung, was geschehen soll.“

Osborne stellte den Hebel um und sagte: „Befehl an alle! Alle Maschinen steuern Kap Flattery an und wassern dort, um zu tanken.“

„Befehl wird ausgeführt!“ kam die Bestätigung, und Osborne schaltete die Sendeanlage wieder aus.

„Wo liegt Kap Flattery von hier aus?“ fragte Perkins.

„Wir müssen jetzt noch 300 km zurückfliegen. Es ist der nordwestlichste Punkt der Vereinigten Staaten. In einer knappen Stunde sind wir da, tanken, was auch ungefähr eine Stunde dauert,

starten und fliegen wieder hinter den Bussarden her. „Nein“, berichtete er sich, „dieses Mal werde ich nach Quadrat 77 vorausfliegen. Die anderen können dem Vogelschwarm folgen.“

„Fein!“- begeisterte sich Perkins, „vielleicht erleben wir was Sensationelles. Der Flug war ja bisher ganz interessant, aber als sensationell kann man ihn nicht gerade bezeichnen.“

Osborne grinste, seine Miene wurde hinterhältig, und er sagte so beiläufig: „Wie wäre es, Mr. Perkins, wenn Sie über das Tanken schreiben. Das ist doch sensationell genug: Sechs Marinekampfflugzeuge wassern und tanken vor Kap Flattery.“

„Nichts da“, lachte Perkins. „Ja, wenn die Bussarde hier gewassert und getankt hätten, das wäre eine Sensation gewesen, das hätte sich gelohnt, aber wegen ein paar Flugzeugen lohnt sich das Papier für den Bericht nicht, es sei denn, es käme dabei Wasser in den Tank und wir stürzten ab — oder so.“

„Sie sind mir ja ein liebenswerter Zeitgenosse“, lachte Osborne. „Wasser in den Tank und abstürzen — nur damit Ihre Zeitungsleser einen spannenden Bericht bekommen...“

★

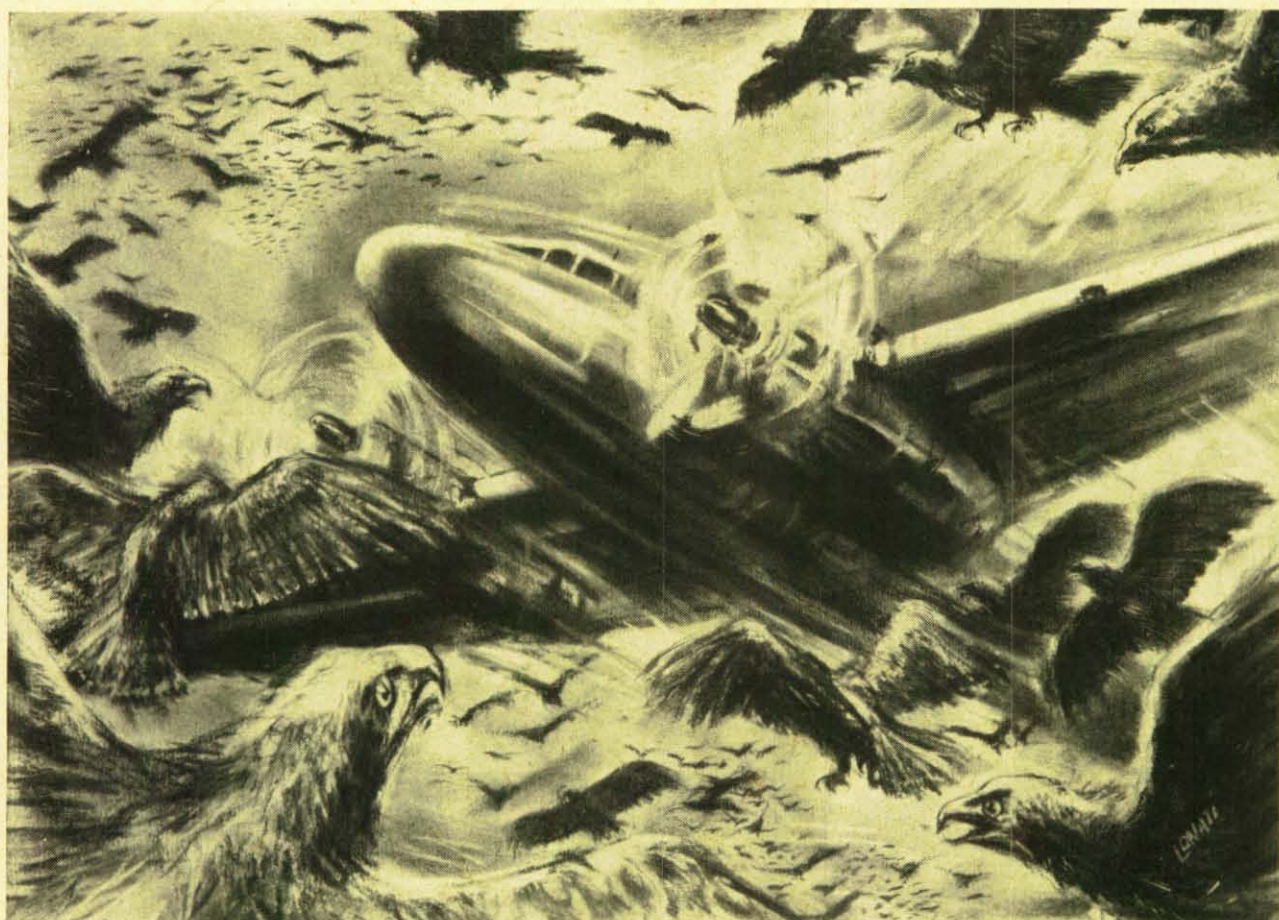
Der Pilot Bill Flaig befand sich mit seiner Maschine in 600 Meter Höhe über dem Alexander-Archipel. Mit nachlässiger Gebärde führte er die linke Hand an den gähnenden Mund; er war rechtschaffen müde. Der Nachtflug hatte ihn weniger angestrengt als das ewige Einerlei an sich. Er wandte lässig den Kopf zu dem hinter ihm sitzenden Bordmechaniker, der seinen Zeigefinger durch den Schlüsselring eines Bundes Schlüssels gesteckt hatte und diesen durch kreisförmiges Bewegen seiner Hand rotieren ließ.

„Eine geistvolle Beschäftigung hast du dir da ausgedacht, Ben“, lachte Bill. „Wo sind denn deine Gedanken? Wahrscheinlich bei einem deiner Mädels, die du dir ja an jedem Landeplatz zugelegt hast.“

Er unterbrach sich plötzlich. „Du, Ben“, sagte er, „gib mir doch mal mein Fernglas her; nimm auch du eins und sieh nach vorn, was es da gibt.“

Ben reichte Bill den Feldstecher und griff ebenfalls nach seinem Glas. Beide sahen aufmerksam nach vorn. „Sieh, Ben, da fliegt doch ein dicker Vogelschwarm in einiger Entfernung vor uns, und immer neue Vögel steigen dort aus der dicht mit Wald bedeckten Insel hablinks vor uns auf, um sich dem Schwarm anzuschließen.“

„Hast recht, Bill, mindestens 200 bis 300 Tiere sind das, und immer neue



Tausende von Bussarden flogen auf das Planquadrat 77 zu und griffen das planmäßige Verkehrsflugzeug an. Für die Maschine hätte es keine Rettung mehr gegeben, wenn nicht Beobachtungsflugzeuge zu Hilfe geeilt wären. Aber auch diese wurden angegriffen.

FLIEGER STÜRZEN AB

Welt • Ein Tatsachenbericht von Hans Achim Camesasca

kommen hinzu; die Gattung kann ich allerdings noch nicht unterscheiden."

„Reichlich merkwürdig“, brummte Bill, „ich kann mir gar nicht erklären, wo sie alle auf einmal herkommen. Ich habe auf dieser Strecke solche Mengen noch nie gesehen.“ Plötzlich lachte er auf. „Kannst du dich noch erinnern, Ben, wie James vor sechs Wochen hier herumgeflogen ist? Mal links, mal rechts, mal 'nauf, und wieder 'runter. Wir dachten schon, er wäre betrunken. Doch dann stellte es sich heraus, daß er auf Bussarde Jagd machte, die er abschöß. Es waren mindestens zwanzig, die er erlegte.“

„Well, kann mich noch gut erinnern. Aber... Sieh, Bill, dort vor uns steigen immer mehr Vögel auf. Ich kann sie jetzt erkennen, es sind Bussarde. Mein Gott, das sind ja mindestens 2000! Was kann das bedeuten?“

„Das kommt mir auch nicht mehr geheuer vor, Bill. Laß uns vom Kurs abweichen, durch diese Schwärme hindurchzufliegen, wäre Wahnsinn.“

„Hast recht, aber wenn ich umfliege, muß ich auf Höhe gehen.“ Er gab Gas und drückte das Höhensteuer.

„Verdammt, Bill, die Biester gehen auch hoch und fliegen direkt auf uns zu; sie steigen sogar schneller hoch als wir. Paß auf, Bill, sie wollen uns angreifen! Dann sind wir verloren!“

„Nur Ruhe, Ben. Wir wenden und reißen aus, das ist keine Schande in einer solchen Situation.“

„Mann, siehst du denn nicht, es geht nicht mehr, sie haben uns eingekreist, ohne daß wir es bemerkt haben!“

„Verdammt, Ben, du hast recht, wir müssen eben durch!“

„Dann sei der Himmel uns gnädig...“

★

Wir hatten in Kap Flattery getankt und waren wieder aufgestiegen, um die Vogelschwärme zu verfolgen. Kommodore Osborne, in dessen Maschine ich saß, flog dem Geschwader voraus nach Quadrat 77, dem Alexander-Archipel. Er wollte die Lage erkunden. Bis zu unserem Ziel hatten wir bei erhöhter Geschwindigkeit etwa zweieinhalb Stunden vor uns.

Um die Vogelschwärme nicht zu beunruhigen, waren wir bis auf 2000 m gegangen, die Bussarde flogen in einer Höhe von 600 m.

Osborne trat zu mir und sagte: „Wenn Sie jetzt Ihren Feldstecher vor die Augen nehmen, sehen Sie den Alexander-Archipel liegen und...“ Er unterbrach sich plötzlich und raste zur Sendeanlage. Dann dröhnte seine Stimme in höchster Erregung: „An alle! Verfolgung der Schwärme abbrechen

und in höchster Geschwindigkeit Quadrat 77 anfliegen. Menschenleben in Gefahr, höchste Alarmbereitschaft!“

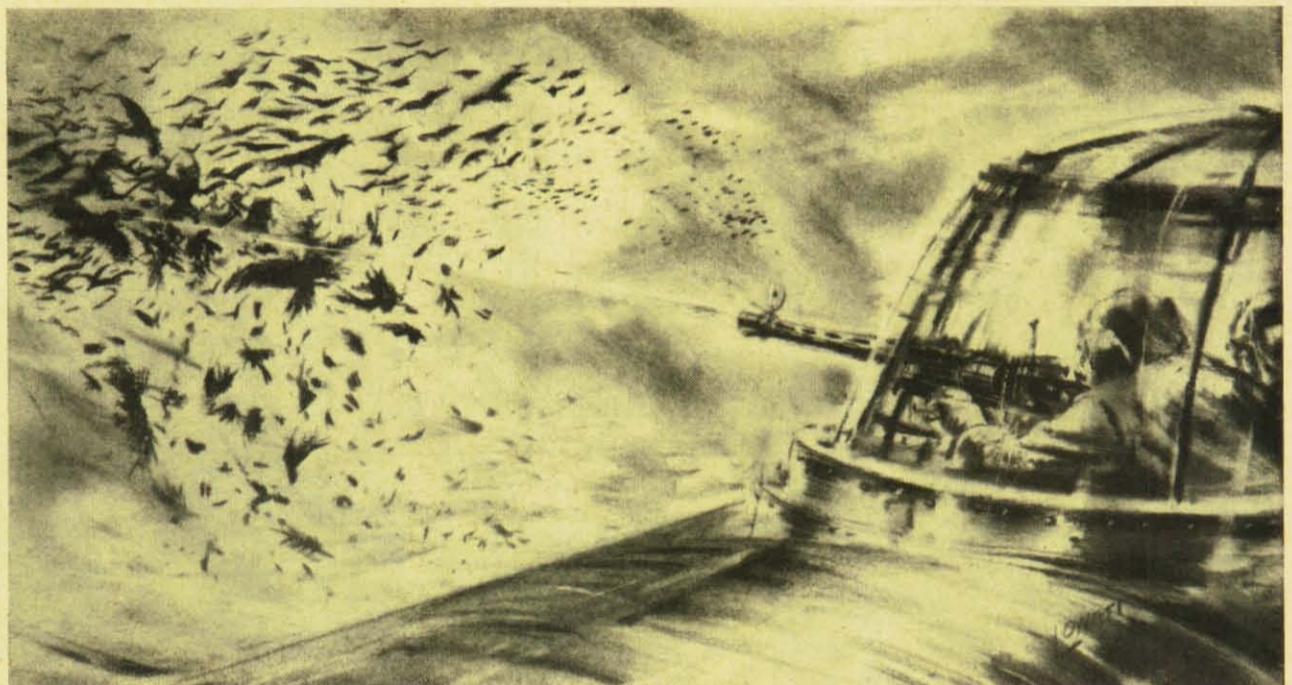
Verwundert hatte ich das Benehmen und die Worte des Kommodore verfolgt; ich konnte mir nicht erklären, was seine Erregung hervorgerufen hatte. Ich nahm mein Fernglas zur Hand, brachte es vor die Augen, um nach dem Alexander-Archipel Aus-

Absturz zu bringen. Sie sehen, die militärische Taktik, die wir Menschen im Kriege verfolgen, wird auch von den Tieren beherrscht. Wir brauchen uns also gar nicht so viel einzubilden. Was wir Strategie und Berechnung nennen, das betreiben die Bussarde wohl rein instinktmäßig. Aus ihrem Verhalten, das Sie ja mit dem Glas verfolgen können, geht klar hervor, daß sie beab-

ausgerüstet sind. — Da hinten kommen auch schon unsere anderen Maschinen.“

Er eilte wieder in die Sendeanlage, und seine Stimme ertönte daraus: „Achtung! Fertigmachen zum Feuern! Maschinengewehre auf die uns angreifenden Vögel richten, Bordgeschütze auf den Vogelring, um die Verkehrsmaschine zu entlasten.“

Und jetzt begann ein Schlachten, wie



In den dichten Reihen der Vögel räumten die Maschinengewehre auf. Tapfer waren diese Tiere, das mußte man ihnen lassen. Immer wieder stürzten sie sich auf den Feind, aber unerbittlich wurden sie von den Salven zerrissen. Die Piloten waren gerettet.

schau zu halten, und sah vor mir eine dunkle Wolke, die ich nicht enträtseln konnte. Nach und nach unterschied ich, daß es sich um eine Unzahl von Vögeln handelte, die einen großen Ring gebildet hatten, in dessen Mitte ein Flugzeug herumtaumelte. Es versuchte, mal nach rechts, dann wieder nach links in die Höhe gehend, den lebenden Ring zu überfliegen oder, in die Tiefe gehend, ihn zu unterfliegen, was nicht gelang, da sich dann die Tiere an der Stelle, die das Flugzeug ansteuerte, zusammenballten.

Der Kommodore war wieder zu mir getreten und erklärte: „Dort vor uns spielt sich eine Tragödie ab, die unsere frühere Unterhaltung über die Strategie der Vögel, die wir ins Lächerliche zogen, Lügen straft. Wie Sie sehen, belagern diese Schwärme, die sich hier zusammengezogen haben und die durch die anderen, die wir verfolgt haben, noch verstärkt werden sollen, das fahrplanmäßige Flugzeug auf dieser Route, um es im günstigen Moment angreifen zu können und zu vernichten. Die Taktik der Vögel, die ich eine Zeitlang beobachtet habe, geht dahin, den Ring um das Flugzeug immer enger zu ziehen, um es in seiner Manövrierfähigkeit zu behindern und es zum

sichtigen, ihren Feind — das Flugzeug — in die Tiefe zu drücken, um es zum Absturz zu bringen, ohne selbst Verluste zu haben. Wenn wir nicht zur rechten Zeit erschienen wären, würde den Vögeln ihr Vorhaben gelingen, es sei denn, das Flugzeug läßt sich auf einen Kampf ein, der aussichtslos wäre, da die Piloten wohl kaum geeignete Waffen haben werden, um diese Vogelansammlung zu bekämpfen. Das werden sich die Piloten wohl schon selbst gesagt haben und deshalb versuchen, durch geschicktes Manövrieren aus dem Ring zu gelangen. Dies wiederum ist ausgeschlossen, da die Anzahl der Bussarde zu groß ist und sie außerdem auch die Absicht der Maschine durchschaut haben.“

Während dieser Erklärung Osbornes waren wir so dicht herangekommen, daß wir bereits mit bloßem Auge die Details erkennen konnten.

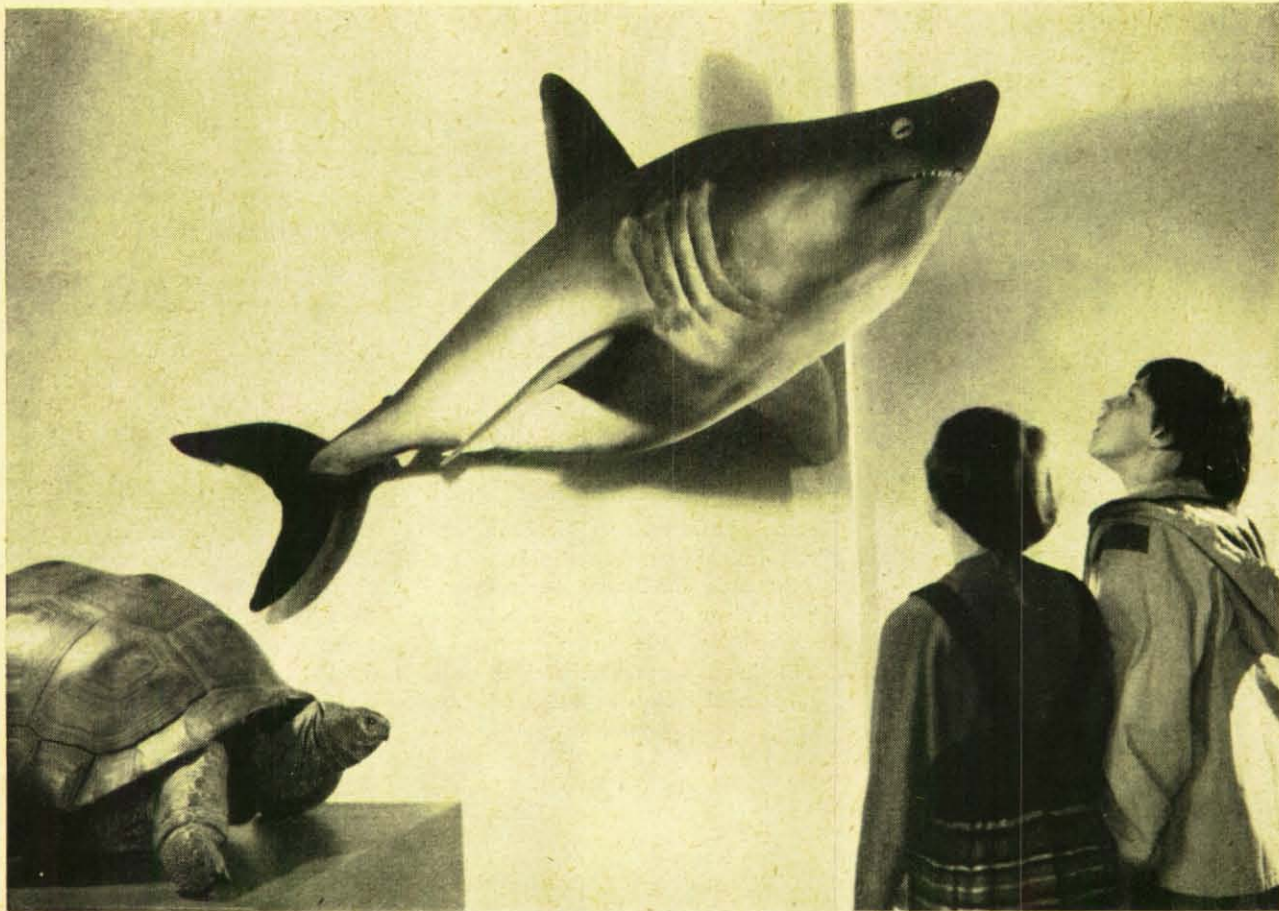
„Verflucht!“ schrie da Osborne auf. „Sehen Sie, die Vögel haben uns bemerkt. Sie erkennen, daß ihr Opfer Unterstützung erhält; sie greifen die Maschine an, und ein Teil wendet sich gegen uns, um auch uns unschädlich zu machen. Sie können ja nicht wissen, mit welchem Gegner sie es zu tun bekommen und wie wir für diesen Kampf

es sich kaum beschreiben läßt. Die Maschinengewehre räumten in den dichten Reihen der Vögel auf, und die Bordgeschütze zerfetzten die Leiber der Tiere, daß man nichts anderes als Vogelleiber und Federn in der Luft sah. Tapfer waren diese Tiere, das mußte man ihnen lassen. Immer wieder stürzten sie sich auf den Feind, aber unerbittlich wurden sie von unseren Salven zerrissen.“

Der Ring um das Verkehrsflugzeug lichtete sich, die Bussarde hatten erkannt, daß der neue Feind der gefährlichere war, und wandten sich mit dem Mut der Verzweiflung gegen uns. Erbarmungslos wurden sie dahingemäht. Das war kein Kampf mehr, das war nur noch ein Schlachten — ekelregend.

Die Piloten der Verkehrsmaschine waren gerettet; in mir war jedoch ein übles Gefühl aufgestiegen. Die Fortschritte der Technik hatten gesiegt, aber ich selbst werde wohl kaum mehr an einem derartigen Flug teilnehmen, denn immer wieder wird mir das Bild aufsteigen, wie die Vögel sich todesmutig gegen einen Feind wehrten, der ja kein Feind war, sondern eine Vernichtungsmaschine.

E N D E

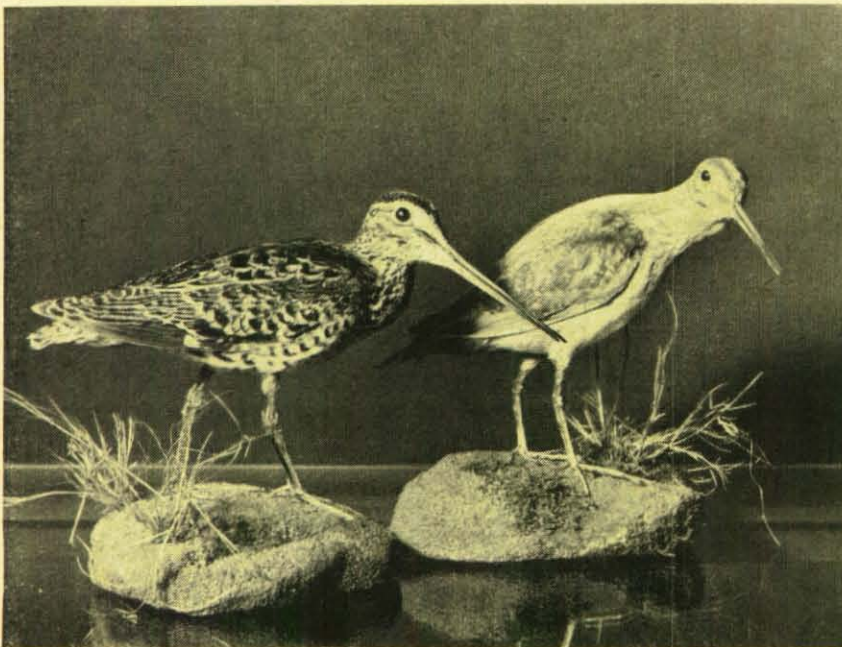


Die beiden größten der bisher angefertigten Abgüsse: ein Haihäusch und eine Riesenschildkröte! Beide Tiere sind mit Hilfe der idealen Formmasse, die von dem Dermoplastiker des Alexander-König-Museums in Bonn aufgespürt wurde, nachgebildet worden. Der Abguß des Haihäusches ist derart naturgetreu, daß sogar die leicht körnige, sandpapierartige Haut dieses Riesenfisches zur Geltung kommt. Künftig will man bei Abgüssen großer Fische auch für die Flossen plastisches Material wirkungsvoll verwenden.

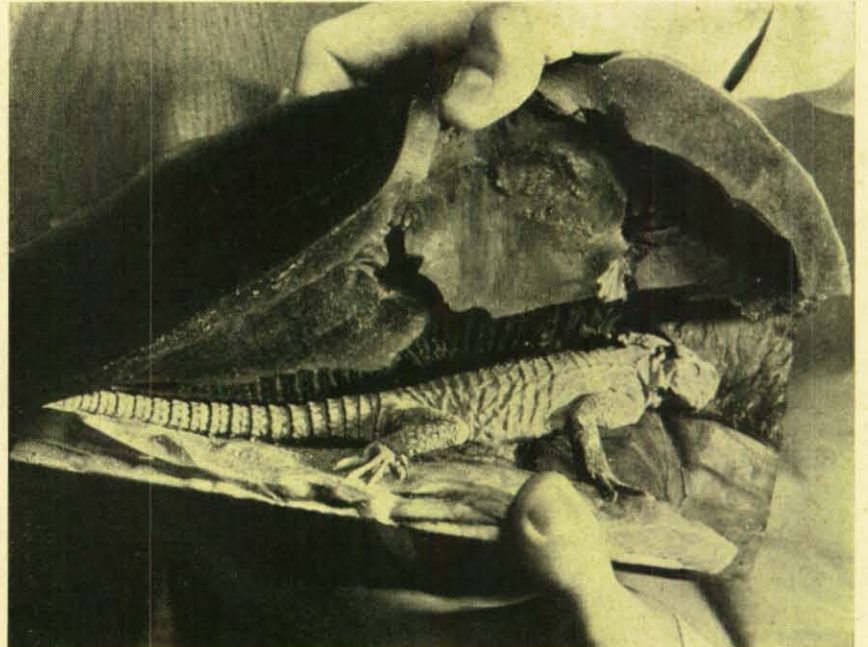
ANTI- ALKOHOLISCH

Plastik ersetzt den Spiritus

Vorbei ist die Zeit der Spiritusleichen in Museen und Schulen! Ein Kunststoff hat das bewirkt. Eine plastische, weiche Formmasse, die bei 160 Grad schmilzt und zudem billig ist. Sie wurde auf einer Kunststoffmesse durch den Dermoplastiker Robert Fendler ausfindig gemacht. Schon erste Versuche ergaben glänzende Ergebnisse. Und so ist möglich geworden, was lange unmöglich schien: Von Lurchen, Reptilien und Fischen können mit Hilfe dieser plastischen Masse Abgüsse hergestellt werden, die dem wirklichen Tier bis zur letzten Nuance gleichkommen.



Dunkelgrau oder auch schwarz muß der Hintergrund sein, wenn die Leuchtkraft der Gefieder der davor gruppierten Vögel echt wirken soll. Das ist einer der Grundsätze, die im Alexander-König-Museum Gültigkeit haben. Auch achtet Robert Fendler sehr darauf, daß die präparierten Vögel auf ansprechendem Untergrund befestigt werden.



Weich wie Schaumgummi und dennoch fest genug ist die von Robert Fendler entdeckte Formmasse. Das Material ist derart elastisch, daß selbst Abgüsse von feingliedrigen Tieren, wie von kleinen Eidechsen z. B., unbeschädigt aus der Form genommen werden können. Auch eine Zerlegung der Form in einzelne Stücke erübrigt sich.



Der Abguß eines großen Heilbutts, im „Sande des Meeresbodens“ liegend, wird retuschiert. Herr Fendler (rechts) beaufsichtigt die Arbeit, die sehr sorgfältig durchgeführt werden muß. Wichtig dabei ist, daß auch winzigste Gußfehler beseitigt werden. Anschließend wird das Abbild naturgetreu bemalt und ist dann ausstellungsfähig. Bis zur letzten Schuppe und Hautfalte entspricht die fertige Nachbildung dem einst lebenden Tier.



Spiritusleichen wandern in die Rumpelkammer. Hoffentlich dauert es nun nicht mehr allzulange, bis auch aus dem kleinsten Museum die durch Spiritus oder Alkohol konservierten Tiere verschwunden sind.



Ein Schaustück dieser Art war bisher der Schrecken aller Museumsleiter. Konnten doch die flüssigen Konservierungsmittel nicht verhindern, daß die Tiere zusammenfielen, faltig und unansehnlich wurden.



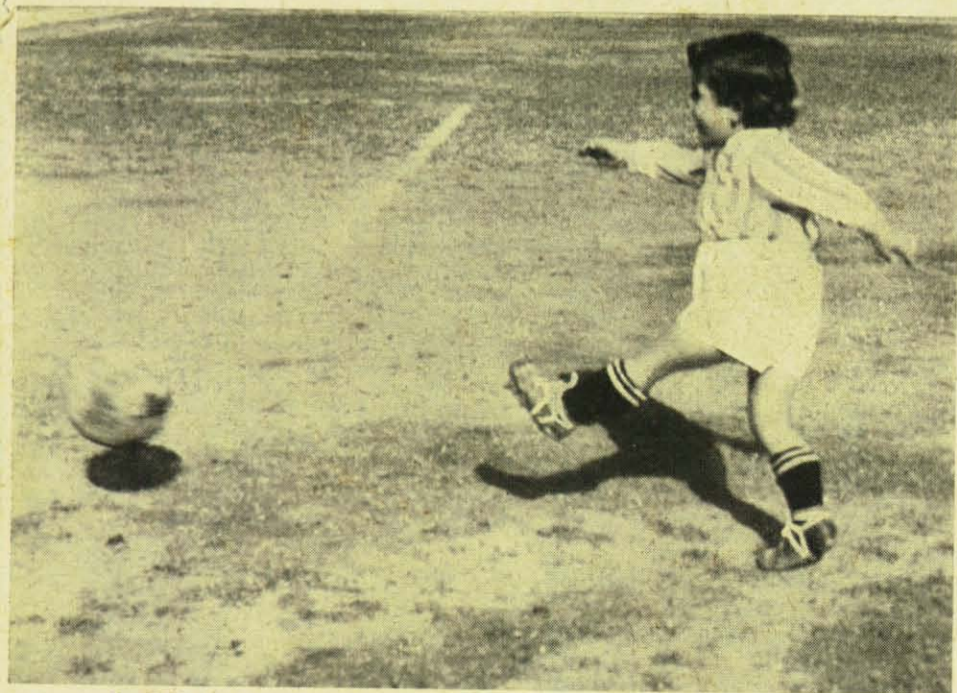
Im Trab ins Spielfeld. Allen voran stürmt Pedro, der Sohn des Trainers einer „richtigen“ Fußballmannschaft. Er hat viel von seinem Vater abgeguckt und ist schon ein Star in der Mannschaft der Dreikäsehochs. Nur manchmal kommt er mit seinen kurzen Beinchen kaum mit. Da muß einem ja die Zunge aus dem Hals hängen! Bei diesem „Kinderfußball“ gelten genau die gleichen Regeln wie auch bei den Großen.



Die ganze Mannschaft setzte sich für den Fotografen in Pose. Die Jungen finden bei ihren Eltern volle Unterstützung. Zwar gibt es für ihre Schuhgrößen noch keine Fußballstiefel. Aber alte Schuhe, mit Schnüren umwickelt, tun es zum Training auch.

Kleine Elf - GANZ GROSS!

Sonntags fällt es dem Spanier schwer zu entscheiden, ob er zum Stierkampf oder zum Fußballspiel gehen soll. Die Kinder aber sind dieser Qual der Entscheidung enthoben. Für sie gibt es nur den Fußball. Kaum daß sie laufen können, gehören sie zum „Fußballklub der Jüngsten“ und trainieren fast täglich mit unermüdlicher Begeisterung. Kein Wunder, daß die spanische Jugendmannschaft zu den besten der Welt zählt.



Der Eifrigste von allen ist zweifellos Pedro. Was er an Jahren den anderen Spielern nachsteht, will er durch besondere Technik wettmachen. Deshalb übt er nach jedem Training noch eine halbe Stunde auf dem Feld, das ihm dann ganz alleine gehört. Pedro träumt jetzt schon von einem guten Platz in der spanischen Nationalmannschaft.



Jetzt! Schuß aufs Tor! Eine kritische Situation. Aber es ist nur Training. Wäre es ein richtiges Wettspiel, wie sie sonntags ausgetragen werden, dann wären die Tribünen zu klein, um all die Freunde und Verwandten aufzunehmen, denn von Onkel José bis Tante Manuela sind alle da und feuern die Spieler mit lauten Zurufen an.

Die Letzten werden die Ersten sein

Der gelbe Schein der Straßenlaterne flatterte in trüben Reflexen auf dem Asphalt. Es regnete nicht mehr.

Der Mann schwankte quer über die Straße, strich an der Hauswand entlang. Dann schluckte ihn die Nacht.

„Scher dich weg, du Saufsack!“ schrie der Wirt noch einmal. Er stand in der Tür zur Kneipe und hatte eine fette, tranige Stimme. Das gedämpfte Licht aus dem Gastrau, der Rauch, das grelle Plärren der Jukebox quoll auf die Straße.

„Ihr habt ja bloß Angst vor mir!“ brüllte der Mann.

Eine Frau steckte den Wirt beiseite. „Angst?“ Sie lachte hysterisch. „Alter Angeber! Kein Geld, aber Liebe, was?“

„Ich werd' dich schon zeigen!“ lallte der Mann. „Alle haben Angst, wenn ihnen einer die Wahrheit sagt, jeder.“

Der Wirt knurrte. Er zog die Frau zurück in die Kneipe. Die Tür fiel mit einem Knall ins Schloß.

„Alle haben Angst“, flüsterte der Mann. „Alle. Und keiner will die Wahrheit hören...!“ Er zerrte die Schnapsflasche aus der Jackentasche und nahm einen Schluck. Er trank im Gehen.

Plötzlich stolperte er, fing sich im letzten Moment. „Hoppla!“ lachte er und faßte die Flasche fester. Es war etwas Weiches, an das er gestoßen war. Er bückte sich. Seine Augen hatten sich jetzt in die Dunkelheit gewöhnt.

Eine Gestalt in einem hellen Trenchcoat lehnte da an der Wand. Die Hand halb aufgeknapptes Taschenmesser. Den Rücken an der Mauer, die Beine ausgestreckt, eine Schirmmütze tief in die Stirn gezogen.

Vom Hafen her heulte die Sirene eines Schiffes.

„Pennt!“ stellte der Mann fest. „Pennt auf der Straße!“ Er kicherte. Ließ sich vorsichtig an der Hauswand hinuntergleiten, gegen die er sich gestützt hatte.

„Beinahe hin die Pulle!“ beschwerte er sich, als er endlich neben dem Trenchcoat saß. „Gestatten, Rost!“ Er verbeugte sich leicht. „Herbert Rost, gewesener Schauspieler.“ Er schwenkte die Flasche. „An dem ‚gewesen‘ ist sie schuld! Hat mich vergewaltigt gemacht. Erst den Text, dann mich.“ Er lachte. „Das ist die Wahrheit, und die geht betteln, verstehst du?“ Er kniffte dem Trenchcoat verneigend in die Seite.

Der Mann neben ihm fiel um wie ein Sack. Er knallte mit dem Gesicht auf die Straße. „Momentchen, Momentchen!“ sagte der ehemalige Schauspieler Herbert Rost. „Sitzengeblieben, alter Junge!“ Er wollte seinen Nachbarn aufrichten, er packte ihn an der Hand.

Die Hand war schlaff und kalt. Der Mann neben ihm war tot.

*

„Es war ein reizender Abend, gnädige Frau!“ sagte Senator Kersten und schloß den letzten Knopf seines Ulsters.

Charlotte Darrandt lächelte sich über die Schulter des Senators hinweg im Garderobenspiegel zu. Man kann auch mit 42 Jahren noch aussehen wie 30, dachte sie.

„Bedaure nur, Ihren Bruder nicht kennengelernt zu haben, Doktor“, sagte Kersten. „Hätte mir gern einmal von ihm genau berichten lassen...“

Rechtsanwalt Dr. Darrandt legte die Hand auf den Arm seiner Frau. „Mein

Mit seiner Novelle „Die Letzten und die Ersten“ erregte der englische Dichter John Galsworthy großes Aufsehen. Der zweifache Bundesfilmpreisträger Jochen Huth übertrug diesen packenden Stoff in die heutige Zeit und gestaltete das Drehbuch für den neuen CCC/Constantin-Film, nach dem unsere Erzählung geschrieben ist.

Schwager spricht nicht gern darüber. Herr Senator!“ sagte sie.

„Wir hatten ihn eingeladen“, erklärte Dr. Darrandt, „aber er hält sich leider sehr zurück...“

„Verständlich“, nickte der Senator. „Zehn Jahre Rußland! Da muß man sich erst wieder eingewöhnen — na, wenn ich irgendwas für ihn tun kann? Was ist er eigentlich von Beruf?“

„Als man ihn einzog, hatte er gerade seinen Doktor gemacht“, sagte Frau Darrandt.

„Auch Jurist? Kann man immer werden!“

„Leider nein“, bedauerte Dr. Darrandt. „Mein Bruder hat Philosophie studiert.“

„Oh“, schmunzelte Kersten, „habe nun, ach, und so weiter mit heißem Bemühen — na, er wird schon wieder zurückfinden ins Leben...“

„Wir tun unser Bestes“, lächelte Charlotte Darrandt und reichte Senator Kersten die Hand.

„Wovon ich überzeugt bin, gnädige Frau!“

Dr. Darrandt schloß aufatmend die Haustür. Kersten war der letzte Gast gewesen. Es war kurz vor Mitternacht. Morgen war ein harter Tag. Ein Zivilprozeß, eine Scheidung. Er mußte noch Akten einsehen.

„Lorenz hätte wenigstens absagen können“, sagte Darrandt und ging in

die Halle. Er nahm eine Zigarette, riß ein Streichholz an.

Charlotte Darrandt hob die Schultern. „Warum kommt er nie! Wir tun doch wirklich alles, um ihm zu helfen.“

Darrandt rauchte hastig. „Gib ihm Zeit, er ist ja erst ein paar Monate hier...“

... und im Grunde noch gar nicht. Ein Fremder! Liegt es an uns, Ludwig? Es ist ja schließlich nicht deine Schuld, wenn es uns gut ging, während er —“

Darrandt löschte diesen Gedanken mit einer Handbewegung aus. „Unsinn“, sagte er. „Wir waren uns immer etwas fremd. Im Temperament, im Charakter — der Altersunterschied! Hinkt immer ein bißchen nach, mein kleiner Bruder, hat nie anerkannt, daß man — na, sagen wir: realistisch denken muß, wenn man weiterkommen will, nach vorn schauen muß, nicht zurück wie er —, ohne Entschlußkraft.“

„Man hat sie ihm gebrochen, Ludwig!“

„Ach was“, wehrte Dr. Darrandt ab, „er hat sie nie gehabt. Immer nur Probleme, mit denen er nie fertig geworden ist...!“

*

Dr. Darrandt fiel es schwer, sich in die Akten zu vertiefen. Er drückte die Zigarette aus und vergrub sein Gesicht in den Händen.



Lorenz Darrandt (Maximilian Schell) kehrt nach zehn Jahren russischer Gefangenschaft nach Hamburg zurück. Aber er ist und bleibt ein Fremder in seiner Heimatstadt.

Es klopfte. Das Pochen kam vom Garten her, von der Terrasse.

Darrandt sprang auf. Die Glasscheibe der Terrassentür erschien das Gesicht seines Bruders wie ein Schemen.

„Lorenz!“ flüsterte Darrandt. „Wieso —“

„Ihr hattet Gäste, ich wollte nicht stören!“

„Stören? Du warst eingeladen!“

Lorenz Darrandt schob sich ins Zimmer. Er schwankte. Sein Gesicht war eingefallen. „Ich wollte nicht, daß Engelotte mich sieht“, sagte er mit einer fremden, rauhen Stimme. „Sie darf nicht wissen, daß ich hier bin. Ich —“, er stockte, „ich komme zu dir, weil du mein Bruder bist. Ich brauche einen Rat. Ich — ich —“ Er wandte sich ab. Er machte ein paar Schritte auf den Schreibtisch zu. Er taumelte.

„Lorenz!“ schrie Darrandt. „Was ist mit dir?“

Darrandt sah, wie sein Bruder sich umdrehte und ihn anstarrte mit Augen, die wie aus Glas waren, die durch ihn hindurchschauten, irgendwohin, in einen grauerregenden, schwarzen Abgrund, der jeden zu sich hinabzog, wenn er hineinblickte.

„Ich“, flüsterte Lorenz Darrandt, „ich habe einen Menschen umgebracht!“

Dr. Darrandt schreckte hoch. „Umgebracht? Wie? Überfahren?“

„Nein, nein“, sagte Lorenz Darrandt. Er schüttelte mit langsamer, eckiger Bewegung den Kopf. „Nein!“ sagte er noch einmal. Er streckte die Hände weit von sich, spreizte wie im Krampf die Finger.

„Umgebracht mit meinen Händen...“ sagte er.

*

Lorenz Darrandt hatte das Mädchen Wanda kennengelernt, als er gerade erst einige Tage aus Rußland zurück war. Im Kino war es gewesen.

Sie war jung. 20 Jahre alt. Sie war blond und zart und hatte blaue Augen. Unschuldige blaue Augen, in denen nichts davon stand, daß sie alles vom Leben wußte.

Jetzt arbeitete sie in einer Wäscherei und glaubte wieder an das Leben. An ihr Leben, ein einfaches, glückliches Leben, in das sie vor der Vergangenheit geflüchtet war.

Lorenz Darrandt liebte diese Wanda so wie sie ihn. Ohne Vorbehalte, rückhaltlos. Auch er war auf der Flucht vor der Vergangenheit, doch noch ohne die selbstbewußte Sattheit, die jeden Schritt in die unbekanntere Zukunft so leicht, so einfach erscheinen läßt. Er fand sich nicht zurecht in dieser veränderten Welt, die keinen Stachel mehr kannte.

Wanda war sein einziger Halt. Sie hatte ihn bei der Hand genommen und führte ihn jetzt heraus aus dem Irrgarten seiner Gefühle.

Lorenz Darrandt war auf dem Weg zu seinem Bruder gewesen, der ihn mit eingeladen hatte zu der Abendgesellschaft, die er in seiner Patriziervilla für Geschäftsfreunde gab. Unterwegs war plötzlich würgende Angst in ihm aufgestiegen, Angst um Wanda. Eine unerklärliche, schmerzende Furcht!

Erklärbar in die alte Gasse am Hafen gelaufen, in der sie wohnte. Er trug die Wohnungsschlüssel immer in der Tasche.

Auf ihrem Bett hatte ein Mann gesessen mit einem versoffenen, weichen

Gesicht; ein Mann in einem hellen Trenchcoat.

Das Mädchen lehnte an der Wand, in der hintersten Ecke des Zimmers.

Aus ihren Augen sprach die gleiche Furcht, die Lorenz vorhin selbst fast wie einen körperlichen Schmerz empfunden hatte.

„Na, was denn!“ höhnte der Mann im Trenchcoat, ohne sich aufzurichten vom Bett, und schaute von Lorenz zu Wanda. „Hat er nicht gewußt, was für eine du bist —?“

„Sag' das nicht, bitte —.“ Wandas Stimme klang hohl.

Der Mann grinste Lorenz an: „Wo kommen Sie denn her, he! Vom Mond? Das sieht doch ein Blinder mit 'm Krückstock —.“

Er sprang auf, ging auf Wanda zu: „Oder hast du gedacht, ich komm' nicht zurück, mich bist du los?“

Wanda hob abwehrend die Hände. „Du wirst mich nicht wieder dazu bringen...“ sagte sie.

„Wer hat dich denn dazu gebracht?“ lachte der Mann. Er machte kehrt, ging feixend auf Lorenz zu. Er lachte. Es war ein dröhnendes, hallendes Lachen.

Lorenz sprang auf ihn zu.

Und dieses höhnische, grelle Lachen erstarb in einem Röcheln.

*

Lorenz Darrandt ließ die Hände sinken. Seine Arme klappten herunter. Der Mann im Trenchcoat vor ihm sank in sich zusammen. Löste sich auf wie ein Gespenst, verwandelte sich in das bunte Teppichmuster des dicken Täbris, der vor dem Schreibtisch seines Bruders lag.

„Totschlag im Affekt —“, hörte er die Stimme seines Bruders wie aus einer anderen Welt. „Man könnte auf Notwehr plädieren — seelische Notwehr — Heimkehrerpsychose...“

„Nein!“ rief Lorenz Darrandt. „Nein!“ Er sah seinen Bruder an. „Laß das aus dem Spiel!“

„Du brauchst mildernde Umstände...“ beschwichtigte ihn Dr. Darrandt. „Du warst nicht bei Sinnen, Lorenz, hast unüberlegt gehandelt...!“

„Nein!“ widersprach Lorenz und ließ sich in den Klubsessel am Rauchtisch fallen. „Ich habe ganz — ganz überlegt gehandelt!“ Er sprach leise, leidenschaftslos. „Bei vollem Bewußtsein — du weißt noch nicht alles, Ludwig!“

„Was denn noch?“

„Er hatte eine Pistole in der Tasche. Wanda hat sie weggetan. Ich konnte ihn doch nicht bei ihr lassen — wenn man ihn gefunden hätte — dort!“

„Mann Gottes!“ stöhnte Dr. Darrandt.

„Was hast du getan?“

„Ihn weggeschafft!“ sagte Lorenz.

„Allmächtiger! Lorenz! Bist du dir klar darüber —?“ Dr. Darrandt sprach netzter weiter. Er konnte nicht mehr. Er setzte sich auf die Kante eines der Polsterhocker, die am Kamin standen, und starrte seinen Bruder an, als sähe er ihn zum erstenmal.

„Hast du nie Angst gehabt, Ludwig?“ fragte Lorenz. „Panische Angst? Sie macht sehr klar! Ich wußte nur eines: Weg mit ihm, weg aus dem Haus, dachte ich...“

„Aber wohin denn, um Himmels willen?“

„Zum Hafen“, sagte Lorenz. „Ins Wasser — irgendwohin —.“

„Hat man dich gesehen?“

„Nein, niemand — kein Mensch. Da ist eine dunkle Gasse zum Hafen hin, aber...“

„Was aber?“

„... ich mußte ihn liegenlassen!“

„Warum?“

„Ein Betrunkener kam aus der Kneipe an der Ecke. Der Wirt warf ihn hinaus — auf die Straße. Da bin ich weggerannt!“

„Und —? Weiter!“

„Weiter?“ Lorenz Darrandt ließ sich in die Polster, die weichen, warmen Polster des Sessels zurückgleiten und schlug die Hände vors Gesicht. „Weiter — weiß ich nichts“, sagte er still.

*

Dr. Ludwig Darrandt fuhr noch in der gleichen Nacht zu diesem Mädchen, dieser Wanda. Lorenz hatte ihm die Wohnungsschlüssel gegeben. Dr. Dar-



Der einzige Mensch, der Lorenz versteht, ist das Mädchen Wanda (Ulla Jacobsen). In einem Kino sind sie sich begegnet und fühlten sich sogleich einander verbunden, zwei Heimatlose, zwei Gestrandete inmitten einer Welt voll bürgerlicher Konventionen.

randt parkte seinen Wagen ein paar Straßenzüge weiter.

Die Haustür knarrte. Er tastete sich den Flur entlang. Es gab nur eine Tür im Erdgeschoß. Er klopfte. Noch einmal, lauter diesmal. Es blieb still.

Darrandt schloß die Tür auf.

„Lorenz?“ fragte eine kleine, ängstliche Stimme. Dann liefen nackte Füße über die Holzdielen auf ihn zu.

„O Gott — ich hab' mich so um dich gesorgt!“ sagte die Stimme. Darrandt spürte zuerst nur den Atem des Mädchens, dann die Arme, die sich um seinen Hals klammerten, und diesen leichten, heißen Körper, der sich an ihn preßte.

„Jesus Maria!“ flüsterte Wanda dann und zuckte zurück, weil sie fühlte, daß es ein Fremder war.

„Keine Angst“, sagte Dr. Darrandt. Es klang heiser.

„Wer sind Sie?“ Ihre Stimme flatterte durch das Dunkel.

„Sein Bruder — Dr. Darrandt — wo ist hier das Licht?“

„Nein — bitte warten Sie!“ bestimmte Wanda und lief ins Zimmer zurück, um sich einen Mantel überzuwerfen.

Er hatte sie sich ganz anders vorgestellt. Nicht so jung, so — so unschuldig. Es war alles viel einfacher, als er sich vorgestellt hatte.

Sie war bereit, alles für Lorenz zu tun. Dr. Darrandt hörte erleichtert, daß dieser Kerl bereits vor zwei Jahren ins Ausland verschwunden war, weil er Schmuck gestohlen hatte und am vergangenen Abend zum erstenmal wieder aufgetaucht war seitdem.

„Sie dürfen überhaupt nicht wissen, daß er wieder im Lande war, verstanden?“

Wanda preßte ihren Mantel über der Brust zusammen und starrte Darrandt aus weit aufgerissenen Augen an.

„Wann, sagten Sie“, erkundigte sich Darrandt, „sei er zurückgekommen? Gestern? Per Schiff? Woher?“

Wanda zwang sich ein Lächeln ab. „Zurückgekommen — wieso?“ fragte sie zurück. „Ich weiß nicht — ist er denn zurückgekommen?“

Dr. Darrandt nickte. „Gut. Ganz gut schon“, sagte er, „aber Sie müssen dabei bleiben — fest dabei bleiben, auch unter Druck! Können Sie das?“

„Ich werde alles tun, wenn Sie ihm nur helfen“, sagte das Mädchen. „Bitte! Er ist doch nicht schuldig!“

„Nein, schuld sind Sie...“ sagte Dr. Darrandt. Er sah sie an. „Er darf Sie nie wiedersehen!“

Sie zuckte zusammen. „Nein“, flehte sie. „Bitte — er wird nie wieder zu mir kommen. Aber nehmen Sie ihn mir doch nicht ganz!“ Sie beugte sich vor, suchte seine Augen. Dr. Darrandt schaute zur Armbanduhr. Es war gleich halb vier. „Er ist mein Leben geworden. Er braucht mich — und ich brauche ihn — ich —, ich weiß nicht, was Sie von ihm verlangt haben.“

„Dasselbe!“ sagte Dr. Darrandt. „Es ist die einzige Bedingung!“

„Wofür?“

„Wofür? Daß ich meine Anwaltschaft, meine Existenz — meinen Namen aufs Spiel setze! Aufs Spiel setze“, wiederholte Dr. Darrandt, „um einen Mord zu vertuschen, an dem mein Bruder nicht schuld sein darf! Darf, hören Sie: darf! Verstehen Sie das nicht? Es darf nie eine Verbindung gegeben haben zwischen meinem Bruder und Ihnen...!“

*

In der Telefonzelle roch es nach kaltem, abgestandenem Rauch. Lorenz Darrandt wählte die Nummer zum dritten, zum vierten Male. Endlich kam das Freizeichen.

Die Frau am anderen Ende der Leitung hatte eine müde, abgehetzte Stimme. „Wäscherei Rekord!“ sagte sie.

Lorenz fragte nach Wanda.

Wanda war nicht da. Sie hatte sich freigenommen am Nachmittag. Er hängte ein.

Vor der Tür des Appartementhauses, in dem ihm sein Bruder eine Einzimmer-Wohnung besorgt hatte, traf Lorenz seine Schwägerin, Charlotte Darrandt. Gepflegt. Lächelnd. Im weißen Persianer.

„Man hört und sieht nichts von dir!“ beschwerte sie sich.

Als er die Wohnungstür aufschloß, klingelte sein Telefon. Er stürzte zum Apparat. Charlotte sah belustigt hinter ihm her.

Es war Wanda.

„Gott sei Dank“, sagte Lorenz. „Ich hab' dich gerade angerufen — vor zehn Minuten etwa, aber du warst nicht da.“

Charlotte Darrandt näherte sich interessiert.

„... nein, von unten“, sagte Lorenz, „aus der Zelle — sei ganz ruhig, Wanda —, ich weiß ja, daß ich dich von hier aus nicht anrufen soll!“

Wanda war zur Polizei bestellt worden. Sie hatte ihre Aussage gemacht. Jetzt verlangte man von ihr, daß sie den Ermordeten identifizierte.

„Doch, ich komme“, sagte Lorenz. „Geh' nicht weg dort. Ich warte draußen auf dich...“

Er legte behutsam den Hörer auf die Gabel.

„Entschuldige, bitte!“ sagte er zu seiner Schwägerin.

„Nein, das ist unentschuldig, Lorenz!“ lächelte Charlotte Darrandt. „Warum machst du ein Geheimnis daraus?“

„Woraus?“

„Daß du eine —“, sie lachte, „Wanda hast? Ich dachte schon, wir wären schuld daran, daß du deine eigenen Wege gehst...?“

*

Wanda war blaß, noch blässer als sonst, als sie aus dem Leichenschauhaus kam.

Lorenz schüttelte unmerklich den Kopf. Er schlenderte hinter ihr her, und sie ging mit kleinen, zögernden Schritten voraus, ohne sich umzusehen, langsam, in der Hoffnung, daß er ihr folgte.

Sie ließ sich im Strom der Passanten treiben, überquerte eine Straße, die nächste — und da spürte sie, daß er seinen Arm unter den ihren schob. Glücklicherweise drängte sie sich an ihn. Sie hatte ihn wieder. Trotz des Verbots.

Sie gingen schweigend.

Erst am Hafen, auf einer der Landungsbrücken, am äußersten Ende, blieben sie stehen.

Und Wanda berichtete.

Sie hatte sich mit keiner Bewegung verraten, als der Beamte das Tuch vom starren Gesicht des Toten riß.

Lorenz preßte ihren Arm. „Nicht wahr — du sagst mir die Wahrheit, Wanda!“ fragte er.

„Aber ja!“ beteuerte sie. „Er war sogar nett zu mir — hat mir alles geglaubt —, und außerdem...“ Sie überlegte. „Jetzt, wo du fragst, fällt mir ein — sie führten nach mir noch einen anderen hinein...“

„Einen anderen?“ fragte Lorenz, und eine dumpfe Ahnung überfiel ihn. „Wen?“

„Ich weiß nicht. Es ging alles so schnell — es war ein alter Mann. Ja. Er war gefesselt. Er schrie. Ich war betrunken!“ schrie er. „Ich kenne ihn gar nicht — er war ja schon tot...“

„Und — weiter?“

„Weiter weiß ich nichts“, sagte Wanda. „Warum?“

„Ein betrunkenen, alter Mann, sagst du?“

(Schluß folgt)

Am 13. April erlebte die Welt eine Sensation: In Göttingen explodierte eine „politische Atombombe“. Achtzehn deutsche Atomforscher warnten: „Hände weg von den Atomwaffen!“

„... durch Verbreitung von Radioaktivität kann man mit Wasserstoffbomben die Bevölkerung der Bundesrepublik wahrscheinlich heute schon ausrotten. Wir kennen keine technische Möglichkeit, große Bevölkerungsmengen vor dieser Gefahr sicher zu schützen!“

Das waren inhaltsschwere Worte. Sie steigerten die Atomangst und lösten eine erregte öffentliche Diskussion aus. Noch am gleichen Tage — nur wenige Stunden nach Bekanntwerden des Appells — nahm der Bundeskanzler zu der Erklärung Stellung:

„Anscheinend sind die Verfasser der Erklärung nicht über die Schutzmöglichkeiten unterrichtet, die man in den Vereinigten Staaten ermittelt hat. . . . Die atomare Aufrüstung ist auch für mich eine Gewissensfrage, die mich im tiefsten Innern bedrückt und beschäftigt.“

In einem Rundfunkinterview sprach sich der Bundeskanzler dafür aus, daß der Bundestag angesichts der neuen Diskussion um die Atomwaffen den ihm seit zwei Jahren vorliegenden Entwurf des Luftschutzgesetzes in dieser Amtsperiode verabschieden möge.

Den gleichen Wunsch hatte auch die SPD mehrfach geäußert. Der SPD-Vorsitzende Ollenhauer kündigte in einem Rundfunkinterview an, seine Partei werde bei den Haushaltsberatungen erneut ausreichende Mittel für den Schutz der Zivilbevölkerung fordern.

Im Rahmen der parlamentarischen Auseinandersetzungen um den zivilen Bevölkerungsschutz äußerte Bundesinnenminister Dr. Schröder: Es treffe nicht zu, daß zu wenig für den Schutz der Bevölkerung getan werde. Auch die Regierung erachte Schutzmaßnahmen für die Zivilbevölkerung als notwendig und auch er hoffe, der Bundestag werde das Luftschutzgesetz bald verabschieden.

Das Duell zwischen Wissenschaftlern und Politikern überschattete schließlich alle anderen Ereignisse.

Am 17. April meldete eine Zeitung: „Bonn empfing Atomforscher wie die Kaiserin Soraya.“ Der Bundeskanzler hatte die Professoren Otto Hahn, Max von Laue, Walter Gerlach, von Weizsäcker und Maier-Riezler zu einem Gespräch eingeladen.

„Dr. Adenauer bleibt bei seiner Atompolitik.“ — „Die Menschheit weiter zwischen Angst und Hoffnung.“ So oder ähnlich lauteten die Schlagzeilen nach der Zusammenkunft.

Manche Tageszeitungen wurden mit Leserzuschriften geradezu überschüttet: „Gibt es nun Schutzmöglichkeiten? Ja oder nein?“ Am 18. April überschlugen sich fast die Meldungen. Eine große westdeutsche Tageszeitung veröffentlichte zum Beispiel in einer einzigen Ausgabe die drei nachstehenden sich völlig widersprechenden Meldungen:

„Die britische Regierung will die Luftschutzräume aus dem zweiten Weltkrieg nicht abbrechen lassen. Sie erachtet sie als ausreichend für den Fall eines Atomkrieges.“ — So lautet die erste Meldung. In der zweiten heißt es:

„Die britische Regierung wird keine Maßnahmen zum Schutz der britischen Bevölkerung vor Atombombenangriffen ergreifen, da es keinen sicheren Schutz gegen solche Bomben gebe. Statt dessen werde jede Anstrengung unternommen, um die britischen und amerikanischen Luftstützpunkte auf britischem Boden vor einer Zerstörung durch nukleare Angriffe zu schützen.“

Dies erklärte der britische Botschafter in der Bundesrepublik, Sir Christopher Steel, am Mittwoch vor der Auslandspresse in Bonn. Steel nannte den Verzicht auf den Schutz der Zivilbevölkerung vor dem Atomkrieg eine „der kühnsten Entscheidungen, die je auf dem Gebiet der Verteidigung getroffen worden sind“. „Wir mögen vielleicht kaltblütig erscheinen“, fügte der Botschafter hinzu, „und wir sind

GIBT ES EINEN S



Auf dem Weg ins Palais Schaumburg: die Atomforscher Prof. von Weizsäcker (links) und Prof. Gerlach. Nach dem Gespräch zwischen dem Bundeskanzler und fünf führenden deutschen Atomforschern wurde in einem Abschlussskizzenprotokoll klargestellt: Die Bundesrepublik wird keine Atomwaffen produzieren. Die Regierung teilt die Besorgnisse der Atomwissenschaftler. Sie will ihre Anstrengungen darauf richten, durch ein Abkommen zwischen den Mächten eine weitere atomare Aufrüstung zu vermeiden.

oft gefragt worden, warum wir es zulassen, daß Großbritannien der amerikanischen Flugzeugträger in Europa ist, aber wir sehen dies als die beste Möglichkeit unserer Verteidigung und der Verteidigung der gesamten freien Welt an.“

(Vor dem Deutschen Presseclub erklärte der britische Botschafter, Sir Christopher Steel, am 17. Mai zu diesen sehr umstrittenen Äußerungen: Einen Verzicht auf zivile Luftabwehr habe es nie gegeben. Er habe lediglich gesagt, England verzichte darauf, die Flakartillerie an den Stadträndern zu konzentrieren, weil die aktive Luftabwehr für die Verteidigung der Luftbasen notwendig sei. Zivilen Luftschutz gebe es in Großbritannien nach wie vor. Die Regierung werde im Gegenteil in ihren Bemühungen fortfahren, ihn zu erweitern.)

Die dritte Verlautbarung besagte: „Zum möglichen Schutz vor Atomwaffen erklärte Professor Heisenberg, der an den Bonner Verhandlungen wegen Erkrankung nicht teilnahm, ein solcher Schutz sei für den einzelnen möglich, wenn er einen unter der Erde gelegenen atombombensicheren Bunker besitze, der mit Sauerstoffgeräten versehen ist und Lebensmittel- und Wasservorräte aufweist.“

Andere Tageszeitungen berichteten am gleichen Tage:

„Das Bundesinnenministerium gab gestern bekannt, daß angestrengt an einem Sofortprogramm für den zivilen Bevölkerungsschutz gearbeitet werde.“

Was soll der Leser von der Fülle solch verschiedenartiger Verlautbarungen halten? Zur Erregung gesellte sich die Verwirrung, das Gefühl der Hilflosigkeit. Die allgemeine Diskussion spitzte sich immer mehr zu auf die Frage: Gibt es einen Bevölkerungsschutz — ja oder ein?

Am 23. April meldete sich Albert Schweitzer zu Wort. Über 140 Sender richtete er eine Warnung an die verantwortlichen Staatsmänner der Großmächte:

„Die radioaktive Strahlung bedeutet eine Gefahr für die Menschheit. Bei neuen Explosionen wird sie in beängstigender Weise zunehmen und zu neuartigen Blutkrankheiten führen.“

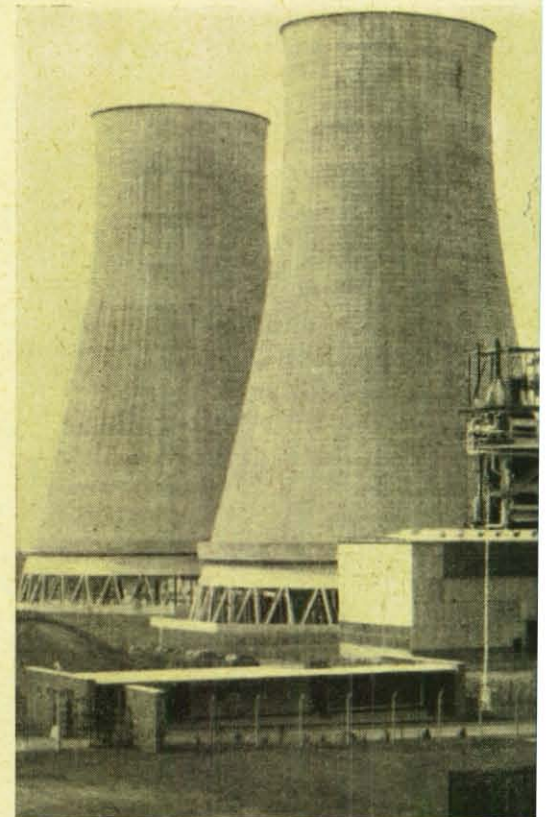
„Beendet den Wettlauf zum Tode! Diese Mahnung Papst Pius' XII. wurde am Tage danach bekannt. Der Heilige Vater forderte das Ende des Atomwettrennens. „Die weisen Männer aller Nationen und aller Glaubensbekenntnisse müssen die große moralische Verpflichtung zur Verfolgung des edlen Zieles fühlen, diese neuen Energien im Dienste der Menschheit zu beherrschen, anstatt einer nutzlosen Vergeudung wissenschaftlicher Forschung Arbeit und materieller Hilfsquellen.“

»Sagt uns, v

Das sind die Lehren, die sich bereits jetzt aus den Vorgängen der letzten Wochen ziehen lassen: Der vorurteilsfreie Beurteiler der ganzen öffentlichen Diskussion muß erkennen, daß sowohl die Wissenschaftler als auch ihre Diskussionsgegner, die Politiker, von der gleichen Sorge erfüllt sind: der Sorge um die Erhaltung des Friedens und des Schutzes der Zivilbevölkerung. Eine derartige offene Auseinandersetzung, bei der jeder Zeitungsläser die einzelnen Phasen der Diskussion verfolgen konnte, ist eben nur in der freien Welt möglich.

Es wurde ferner erkennbar, daß es tatsächlich Schutzmöglichkeiten vor jenen großen Gefahren gibt, die durch einen Atomkrieg heraufbeschworen werden können. Daß die Bundesregierung nichts bisher für den Schutz der Zivilbevölkerung getan habe, stimmt nicht. Es existiert ein Luftschutzprogramm, dessen wesentlicher Inhalt im Verlaufe der ganzen Diskussion auch der Öffentlichkeit bekannt wurde. Es bedarf nur der gesetzlichen Grundlage für den vorgesehenen zivilen Bevölkerungsschutz, und diese — so hofft man bis zur Stunde — wird der Bundestag noch in der gegenwärtigen Legislaturperiode schaffen.

Die vielen Helfer der am zivilen Bevölkerungsschutz beteiligten Verbände können es nur begrüßen, daß mit der Diskussion der letzten Wochen das erreicht wurde, was ihnen mit ihrer eigenen Aufklärungsarbeit in diesem Umfange nicht möglich war: Die breite Öffentlichkeit kennt nun die Gefahren, die beim Einsatz von atomaren Waffen in einem zukünftigen Krieg auftreten könnten. Die Atomangst vieler Menschen hat so auch eine positive Seite. Für sie gibt es nur eines: „Sagt uns eindeutig, was



Die friedliche Verwendung der Atomenergie mit allen Mitteln zu fördern — das bezeichnet die deutschen Wissenschaftler als ihre Hauptaufgabe. — Unser Bild zeigt das englische Atomkraftwerk Calder Hall, das bereits den ersten Atomstrom an das öffentliche Versorgungsnetz lieferte.

CHUTZ...? ◀

Was wir tun können!◀

wir zu unserem Schutz nun tatsächlich tun können."

Kein Staat kann auf einen zivilen Bevölkerungsschutz verzichten. Der Versuch, Menschen zu schützen und von einer Katastrophe Betroffene zu bergen und zu betreuen, ist niemals zwecklos. Wenn es in einem Zukunftskriege tatsächlich absolute Todeszonen geben sollte, dann beginnt die Arbeit des zivilen Bevölkerungsschutzes mit seinen vielen Spezialtruppen und Fachkräften eben am Rande dieser Todeszone. Und solche Randgebiete hat ja jedes Schadensgebiet, wie groß es auch immer sein möge.

Der Fachmann, der jetzt schon als Helfer oder Samariter ausgebildet ist, weiß sich auch mit dem einig, was Professor Heisenberg im Verlauf der großen Auseinandersetzung sagte: „Schutzmaßnahmen können natürlich immer nur begrenzt sein. Es gibt keinen Totalschutz.“

Auf welchem Gebiete möglicher Gefahren, die das Leben bedrohen, gibt es aber einen solchen Totalschutz sonst?

Aus den vielen Leserbriefen, die auch die ZB-Illustrierte erhielt, sei hier nur die Zuschrift eines Handwerksmeisters erwähnt: „Erst wenn die Ärzte vor unheilbaren Krankheiten kapitulieren und die Feuerwehr vor dem Feuer, erst dann wäre man berechtigt, auf Schutzmaßnahmen zu verzichten.“

Ein Wort sei uns auch zu dem gestattet, was Albert Schweitzer der Welt sagte. Dieser große Menschenfreund hat mit seinem Lebenswerk bewiesen, daß er nicht nur Theoretiker ist. Auf seine persönlichen Erkenntnisse ließ er die Tat folgen. Er handelte! — Er handelte praktisch. Er ging in den Urwald und half unzähl-

gen Menschen in ihren mannigfaltigen Nöten.

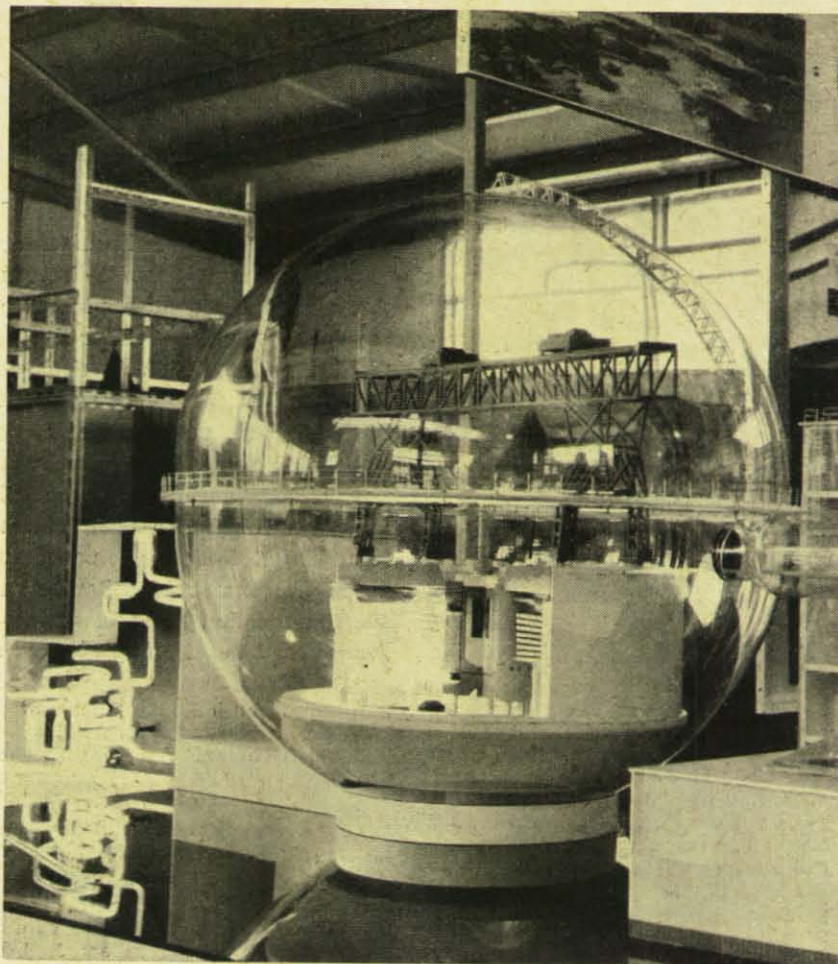
Gerade in diesen aufregenden Wochen erschien ein neues Buch des bedeutenden Atomphysikers Pascual Jordan. Auch er beurteilt darin die politische Weltlage sehr kritisch. Dann aber schreibt er: „Es kann nicht verantwortet werden, die Menschheit schutzlos der Gefahr zu überlassen — diese Gefahr nur mit Protesten bekämpfend —, wenn die Möglichkeiten ausreichenden Schutzes durchaus gegeben sind. Zwar sind die heutigen Bomben noch wirksamer als die von Hiroshima, dennoch wird sogar in den am stärksten betroffenen Zonen die große Mehrheit der Bevölkerung zu retten sein, wenn wir Luftschutz nicht mehr im Stile jener Unzulänglichkeiten betreiben, die uns aus dem letzten Weltkrieg in so unerfreulicher Erinnerung sind, sondern im Stile des Atomzeitalters, nämlich als umfassende Neugestaltung unserer Städte.“ — (P. Jordan: „Der gescheiterte Aufstand“ Seite 178.)

So scheiden sich an einer grundsätzlichen Frage auch in dieser fast weltweiten Diskussion die Geister!

Da ist eine Gruppe von Menschen, die sich mit bloßen Protesten begnügt und damit meint, die mögliche Gefahr bannen zu können — und da ist eine andere Gruppe, die sicher auch rein gefühlsmäßig diese Proteste bejaht, aber sich damit nicht begnügen will, sondern Lebenssicherungen fordert. Zu ihr gehört nicht nur Professor Jordan, zu ihr gehören Menschen aus beiden Lagern — Wissenschaftler und Politiker. Es ist beruhigend, das feststellen zu können.

Ganz abgesehen davon, daß in der Diskussion auch bereits Tendenzen

Zur Diskussion um die Atomgefahr



An der Nordküste Schottlands, bei Dounreay, befindet sich ein Schnellneutronen-Versuchsreaktor im Bau. Wenn er im nächsten Jahre fertig ist, will man mit seiner Hilfe versuchen, die Brennstoffausnutzung zu verbessern. Das Modell (unser Foto) war, wie auch ein Modell der Calder-Hall-Anlagen, auf der Industriemesse in Hannover zu sehen. Hier wurden zum erstmalig die eindrucksvollen britischen Leistungen auf dem Gebiet der Atomtechnik gezeigt und Aufschluß über den Stand der modernen Isotopenforschung gegeben.

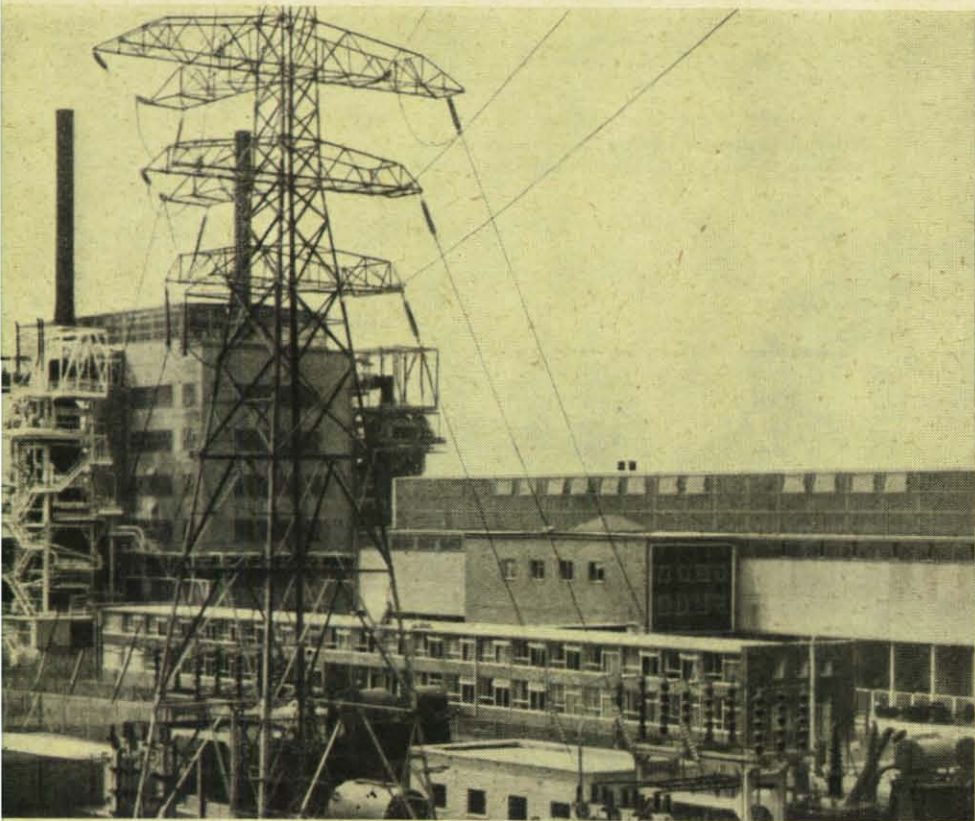
des Wahlkampfes erkennbar sind, dürften die Bemühungen um einen praktischen zivilen Bevölkerungsschutz nunmehr einen starken Auftrieb erhalten haben. Die Forderung „Schutz der Zivilbevölkerung“ kann nun nicht mehr überhört werden.

Der ZB-Illustrierten, die sich ja in ganz besonderer Weise mit den Problemen der Welt von morgen beschäftigt, bleibt nur noch übrig, nachzutragen, daß die Professoren Haxel, Maier-Leibnitz und Riezler, die mit zu den Unterzeichnern der Göttinger Erklärung vom 12. April gehören, eine weitere zusätzliche Erklärung abgeben. Sie lautet: „Die von uns mitunterzeichnete Göttinger Erklärung vom 12. d. M. hat bei manchen Stellen an dem Wert und der technischen Möglichkeit eines Schutzes der Zivilbevölkerung im Falle eines Atomkrieges Zweifel hervorgerufen. Als Mitglieder der ‚Schutzkommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft‘ haben wir uns seit Jahren mit den Fragen des Schutzes der Zivilbevölkerung vor den Folgen eines Einsatzes von atomaren Waffen befaßt. Wir sind dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß zwar ein Vollschutz gegenüber den außerordentlich weitreichenden Wirkungen der Atomwaffen nicht durchführbar ist, daß aber Schutzmaßnahmen technisch und finanziell verwirklicht werden können, die die Verluste an Menschenleben entscheidend verringern. Wir halten die Pläne der Bundesregierung, die die Einrichtung eines schnellen und sicheren Warnsystems, den Bau von Schutzräumen, die Aufstellung eines Luftschutzhilfsdienstes, die Anlegung von Arzneimittelvorräten und im Falle der Gefahr gewisse Evakuierungsmaßnahmen vorsehen, für zweckmäßig.“

Die Vorbereitung eines wirksamen Schutzes der Zivilbevölkerung erscheint uns unbedingt notwendig. Die Deutsche Schutzkommission wird weiterhin alles dransetzen, durch ihre wissenschaftliche Arbeit die Vorbereitung geeigneter Schutzmaßnahmen zu unterstützen.“

In Bonn am 10. Mai

Die in der deutschen Öffentlichkeit entbrannte Auseinandersetzung um die Atomkraft als Waffe und Zerstörungsmittel erreichte ihren Höhepunkt in der großen Atomdebatte des Bundestages am 10. Mai. Sprecher aller Parteien und der Regierung appellierten an die Vereinigten Staaten, an Großbritannien und an die Sowjetunion, ihre Versuche mit Atomwaffen einzustellen. Sie warnten eindringlich vor den wachsenden Gefahren der Atomexperimente für die ganze Menschheit. Die Bundesregierung bat den Bundestag, noch vor seiner Auflösung das in den Ausschüssen durchberatene erste Gesetz zum Schutze der Zivilbevölkerung, in dem sie ein Kernstück ihrer Maßnahmen erblickt, zu verabschieden.



Eine Riesenatombombe — etwas anderes ist dieses Kraftwerk im Grunde nicht. Nur sind die hier gewonnenen Energien so gebündelt, daß keine Gefahr einer Explosion besteht. Der Energiebedarf Großbritanniens wächst genau wie der der Bundesrepublik jährlich um 7%. Bei den ständig steigenden Preisen der fossilen Brennstoffe (wie Steinkohle, Braunkohle, Öl usw.) glauben die Fachleute, daß Atomkraftwerke bis zum Jahre 1965 konkurrenzfähig sein werden und dann etwa zwanzig Millionen Tonnen Kohle jährlich einsparen. England bietet heute schon komplette Atomanlagen zum Kauf an.

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

1. Fortsetzung

Der Wärter fragte ihn nicht, was er versäumt habe. Der erhob sich und holte ein Heft. Er schlug das Heft mit zittrigen Fingern auf, holte Schreibzeug herbei und tauchte umständlich den Federhalter ins Tintenglas. Dann deutete er auf die Papiere hin und sagte:

„Die Papiere Ihres Freundes müssen Sie mir geben. Ich hebe sie auf. Soll ein schönes Grab bekommen. Wegen des Mädchens werde ich nachforschen. Ihren Namen müssen Sie mir nochmals sagen. Das wird genügen. Kann ich mal sehen?“ Der alte Mann streckte seine linke Hand aus und schob eine Briefftasche zu sich heran. Er legte den Federhalter weg, setzte sich eine Stahlbrille auf, öffnete die Briefftasche und faltete ein Papier auseinander. Dann nahm er den Federhalter und schrieb. Dabei murmelte er vor sich hin.

„Arnold Heim, geboren am 2. April 1907, Grefreiter.“

Arnold wandte sich langsam um, starrte den Schreibenden an. Er setzte sich neben den geöffneten Koffer auf das Sofa. Der andere murmelte weiter:

„Soldat, Urlauber — jetzt hier neben Liebvelts Totenhäuschen gestorben. Ja ja, so geht das heutzutage, Urlaub vom Sterben gibt's für keinen mehr.“

Er schrieb schweigend weiter. Die Feder spritzte, kratzte auf dem Papier. Arnold hatte sich verfährt. Er saß steif da und hielt den Blick unverwandt auf den Greis gerichtet, der wie ein Standesbeamter des Schicksals seinen Namen schrieb.

„Sie heißen Naudeau Rollé?“ fuhr der fort.

„Nein“, stieß Arnold heraus, „ich heiße nicht Naudeau Rollé.“ Er sprach den Namen Naudeau französisch aus, so daß er anders klang, als Liebwelt

Mit seinem besten Freund, dem Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, verlobt der deutsche Frontsoldat Arnold Heim seinen letzten Urlaubstag. In dem Hotel, das die beiden Freunde aufgenommen hat, lernen sie Anne Walter, ein junges Mädchen, kennen, das in die Stadt gekommen ist, um einer Tante bei der Evakuierung behilflich zu sein. In der Nacht werden die Hotelgäste durch Fliegeralarm hochgeschreckt. Im Luftschkeller treffen die drei jungen Leute wieder zusammen. Ein Angriff mit furchtbarsten Auswirkungen zwingt sie auf die brennende Straße. Schließlich finden sie in einem primitiven Luftschkuttollen, der auf einem Friedhof gelegen ist, vorübergehend Schutz. Als aber Arnold Heim von der verzweifelten Suche nach einem sicheren Unterstand zu dem Stollen zurückkehrt, findet er seinen Freund und das Mädchen tot auf. Der Luftdruck einer berstenden Bombe hat ihrem Leben ein Ende gesetzt. Später stößt er auf den Friedhofswärter, der die Toten zu bestatten verspricht. Ihm übergibt er die Papiere und sagt, daß er zwei Tage versäumt habe.

ihn gesprochen hatte. „Ich heiße nicht Naudeau Rollé...“ Schweißtropfen bildeten sich auf Arnolds bleicher Stirne.

Der alte Mann zögerte, schmatzte mit der Zunge, fingerte an Federhalter herum und sagte dann hilflos:

„Dann also Nodo Rollee. Also dann Nodo Rollee. Ist französisch, dachte es mir. Also Nodo Rollee“, setzte er umständlich fort: „Geboren am 5. Juni 1907. Geboren in Oaga, Indien. Sind Schweizer, Zeuge, daß Arnold Heim heute nacht gefallen ist. Paß Nummer zweihundert Strich vierhundertsechundvierzig. Das genügt.“

Arnold hob abwehrend die Hände. Seine Lippen bewegten sich. Aber der Alte hörte nichts. Arnold wollte den Irrtum aufklären; aber der Greis war in seine Arbeit versunken und hatte seine Sinne verschlossen. Da war es Arnold, als forme sich aus dem Spiel der Lichter das Bild Naudeaus. Er stand beschwörend da, die ernstesten Augen auf ihn gerichtet, mit spöttisch

verzogenem Mund, den warnend erhobenen Zeigefinger in die Höhe gereckt. Da ließ es Arnold sein. Er stützte den Kopf auf beide Hände und lauschte auf die Stimme, die in ihm sprach. War es nicht Naudeaus warme, klare Stimme, die er hörte? „Ich gebe dir meinen Schweizer Paß“, hörte er, „und du gehst aus diesem furchtbaren Krieg.“ Ganz deutlich hörte er die Worte.

Der Alte schob schließlich umständlich seinen Stuhl zurück und erhob sich. Er trocknete mit einem Fließpapier die Seite. Dann setzte er die Brille ab, nahm das offene Heft und legte es vor Arnold auf den Tisch.

„Hier ihre Unterschrift, dann ist alles für Sie getan.“

Arnold blickte wie geistesabwesend auf das Blatt. Der Alte ging hinaus. Arnold hob langsam die Hände und klappte das Heft zusammen, ohne zu unterschreiben. Sonst tat er nichts. Als der Friedhofswärter wiederkam, saß er noch immer so da. Der Greis nahm das Heft und legte es in eine Schublade. Dann setzte er noch mal seine

Brille auf, streifte Arnolds Papiere zusammen, legte sie ebenfalls in die Schublade, hob sie aber wieder heraus und gab sie Arnold. Er deutete zum Fenster, hinter dem rötliche Lichter zuckten, und sagte: „Es ist besser so!“ Hernach ergriff er Rollés Paß und reichte ihn über den Tisch. Arnold rührte sich nicht.

„Ihr Paß!“ rief der Alte.

Arnold schreckte auf, nahm den Paß und steckte ihn ein.

„Die Brieffaschen — nehmen Sie!“ Arnold steckte die zwei Brieffaschen ein.

„Und wie heißt das Mädchen?“ fragte der andere. „Anna Walter, sagten Sie, ihre Mutter wohnt irgendwo in einem Dörfchen an der Elbe.“

„Ja“, sagte Arnold.

„Junge Deern!“

„Ja“, sagte Arnold.

Liebwelt blickte in den offenen Koffer. Die feldgraue Uniform lag oben.

Soll aufbewahrt werden, nicht wahr?“ fragte er. Arnold nickte. Der Alte schloß den Kofferdeckel und drückte die Schösser zu. Es klinkte zweimal metallene hell.

„Wird gut aufbewahrt. Man wird sich mal darum kümmern?“

„Man wird sich darum kümmern“, versicherte Arnold und rieb sich die entzündeten Augen, die jetzt schmerzhaft zu brennen begannen. Er zog eine Briefftasche heraus und holte Geldscheine hervor.

„Hier nehmen Sie! Reicht wohl einsteuilen für die Beerdigung und das Grab. Nehmen Sie den Rest für Anna Walter.“

Der Wärter nahm das Geld, zählte es und nickte.

„Es wird eine Rechnung ausgestellt; soll alles seine Ordnung haben.“

„Ja, es soll alles seine Ordnung haben“, wiederholte Arnold und erhob sich schwerfällig. Er ging hinaus. Nach

Schweißtropfen bildeten sich auf Arnolds bleicher Stirn. Der alte Mann zögerte, fingerte an dem Federhalter und sagte hilflos: „Dann also Nodo Rollee...“



einer Weile drehte er sich um und suchte den alten Mann.

Der war verschwunden. Er fand ihn wieder im Luftschutzzoll, den jetzt das Tageslicht erhellte. Dort standen sie vor den Toten.

„Ich muß jetzt fort“, sagte Arnold plötzlich.

„Wohin?“ fragte der Alte und rieb sich das Kinn.

„Aus der Stadt — vielleicht gelingt es, aus der Stadt zu kommen zur nächsten Bahnstation.“

„Sie reisen ab?“

„Ja, ich reise weg.“

„Reisen Sie in die Schweiz?“

„Ja, in die Schweiz“, sagte Arnold. Es durchfuhr ihn heiß, und er wußte plötzlich, daß er in die Schweiz reisen wollte, nirgendwo andershin als in die Schweiz.

„Tja, in die Schweiz!“ sagte der Alte.

„Ja ja“, nickte Arnold.

„Und wie ist es denn mit dem Ring, den müssen Sie ja auch noch nehmen, wollen Sie den nicht nehmen?“

„Ja, geben Sie mir.“ Arnold nahm den Ring und steckte ihn sich an den kleinen Finger. Die Uhr steckte er in die Tasche.

„Und das Zigarettenetui?“

„Ja, geben Sie mir das Etui.“

„Und jetzt reisen Sie in die Schweiz!“

„Ja ja“, sagte Arnold.

„Seien Sie man vorsichtig mit Ihren Augen“, empfahl der Alte. „Lassen Sie sich Kamillenumschläge machen, sobald Sie Zeit haben.“

„Ja“, sagte Arnold.

Er beugte sich zu Naudeau und ergriff seine Hand. Er hielt sie ein paar Minuten lang. Dann ließ er sie fallen, drehte sich um und ging langsam die Treppe hinauf. In Liebvelts Zimmer lagen die Koffer. Arnold nahm Naudeaus Koffer. Dann gab er dem Alten die Hand und wandte sich zur Tür.

„Sie besorgen alles, nicht wahr? ... Später einen Grabstein ... Wir werden darüber sprechen, wenn ich wiederkomme ... Wenn ich wiederkomme ... Leben Sie wohl!“

Dann lief Arnold Heim durch die brennende Stadt. Viele Male mußte er umkehren und eine andere Straße wählen, da ihm schwelende Balken und Trümmer den Weg versperrten.

Immer größer wurde die Schar der Flüchtlinge, Greise, Frauen, Kinder, ein Strom heimatloser, halberstickter Menschen mit verschwollenen Augen, matten Gliedern, in zerrissenen halbverbrannten Kleidern zog dahin. Das Grauen der Nacht hatte ihre Gesichter verschlossen. Keiner weinte. Nicht einmal die Kinder weinten. Sie schleppten Koffer, Schachteln und schnell zusammengeschürte Bündel mit sich. Ihre unsteten Augen suchten einen Weg aus der brennenden Stadt. Schwer atmend suchten sie ihren Weg.

Und dann bleiben das Feuer und der Qualm zurück, und Arnold findet sich auf einem Bahndamm, der nach Süden führt. Er wandert dahin, tritt von einer Bohle zur andern, einmal hängt der Koffer am linken Arm, dann am rechten, sein Hut sitzt schief auf dem Kopf, er tappt dahin nach Süden, nach Süden, nach Süden, und atmet die Luft der Felder.

II.

Am Nachmittag dieses Tages sammelten sich viele Menschen vor den Geleisen des kleinen Bahnhofs einer Ortschaft, deren Namen sich Arnold nicht merkte. Mit Koffern, Säcken, von Schnüren umschlungenen Betten in den Händen oder über den Schultern kamen immer neue an und ließen sich müde bei den schon Lagernden nieder. Eine Heerschar des Elends machte sich breit, überflutete die Dämme, belagerte die Bänke, die Wiesen, den Wartesaal, und ununterbrochen pumpte irgendwer Wasser aus dem Brunnenrohr, das mitten auf dem Bahnsteig stand. Da warteten sie mit Tüchern und Lappen, machten sie feucht und legten sie auf die geschwollenen Augen.

Arnold saß auf dem Trittbrett eines Güterwagens und sah zu. Sein Gesicht

schmerzte. Seine Lippen waren trocken. Er erhob sich nicht.

Als ein Bahnbeamter vorbeiging, fragte er nach dem nächsten Zug.

„Wenn er kommt, dann kommt er“, war die Antwort. Arnold brummte, stellte den Koffer wieder auf den Boden und setzte sich daneben. So schlief er ein. Als er erwachte, war ein wildes Gedränge um ihn herum. Jemand war auf sein Schienbein getreten, daß es schmerzte. Der Schmerz hatte ihn geweckt. Er richtete sich auf und sah, wie eben etwas Dunkles vorüberglitt. Wagen wurden in den Bahnhof geschoben; der lange erwartete Hilfszug, der die Flüchtlinge abtransportieren sollte, war gekommen. Arnold besann sich nicht lange, nahm das Taschentuch, das verrutscht war, vom Auge, ergriff den Koffer und wurde von der herandrängenden Menschenmenge mitgerissen.

Er stieg mit vielen anderen in einen Viehwagen, dessen Schiebetüren auf beiden Seiten offen waren. Er wurde in eine Ecke gedrängt, wo er sich auf seinen Koffer setzte. Der Wagen war bald voll. Greise, Frauen und Kinder lagerten sich dicht nebeneinander. Es wurde heiß. Alle wünschten, daß der Zug nun fahren möge. Aber er blieb noch lange stehen. Erst als wieder Luftalarm ertönte und es schien, als würde ein Tumult ausbrechen, indes bereits die ersten Ängstlichen aus dem Wagen kletterten, pfliff die Lokomotive, und die überlange Wagenreihe setzte sich langsam in Bewegung.

Lange Zeit sprach niemand. Dann hörte man ein Sirenenzeichen. Diejenigen, welche vorn an der offenen Tür saßen und ihre Beine hinaushängen ließen, riefen in das Wageninnere: „Entwarnung!“ Es ging wie ein Seufzen durch den Wagen. Ein bißchen Angst weniger, das tat wohl.

Eine Frau streckte sich zum ersten Male aus ihrer zum Boden gekrümmten Haltung auf. Sie sah Arnold ins Gesicht. Arnold begegnete ihrem Blick, und die Falten um seinen Mund entspannten sich ein wenig.

Sie sagte:

„Haben Sie nichts für Ihre Augen? Die sehen ja böse aus.“

Arnold meinte, daß sich das schon wieder gäbe.

„Ja, das gibt sich wieder“, erwiderte die junge Mutter und zog ein Bein an, um einem alten Mann Platz zu machen, der neben ihr lag und sich eben auf die andere Seite drehte. „Aber das da hinten gibt sich nicht mehr“, fuhr sie fort und deutete mit dem Daumen rückwärts über ihre Schulter.

„Sie meinen Hamburg“, sagte Arnold.

„Ja, unsere alte Stadt.“

„Sie wird wieder aufgebaut — nach dem Krieg“, erwiderte Arnold und kam sich töricht vor.

Die Frau musterte ihn und fragte nach einer Weile:

„Sind Sie Hamburger?“

„Nein“, erklärte Arnold, „ich war nur zu Besuch dort.“

Der Wagen rollte schnell dahin, die Federn quietschten, die Achsen stießen. Die Frau verstand nicht, was Arnold sagte, und beugte sich zu ihm.

„War nur zu Besuch dort“, wiederholte er und schob seinen Koffer näher heran. „Besuch bei einem Freund. Dabei hat es uns erwischt.“

Die Frau nickte und sagte, als die Fahrt ruhiger geworden war:

„Besuch, das geht. Aber Wohnung — alles verlieren — ohne Mann — und drei Kinder, das ist schlimm. — Wo sind Sie zu Hause?“

Arnold erzählte, wo er zu Hause war. In Pommern? überlegte die Frau. In Pommern! Wird etwas länger dauern als bei uns. Dann werden auch dorthin die Flieger kommen oder die Russen oder die Polen und werden alles kurz und klein schlagen.

Arnold lenkte ab und fragte:

„Wo ist Ihr Mann?“

„Tot. In Rußland gefallen.“

„Wo?“

„Was fragen Sie?“

„Wo in Rußland ist er gefallen?“

„Vor Leningrad.“

„Vor Leningrad? ... Vor Leningrad sagten Sie?“

„Ja, vor Leningrad. Vor einem Monat bekam ich die Nachricht. Und jetzt das.“ Sie deutete an sich hinunter und fuhr dann mit dem deutenden Finger im Halbkreis über ihre Kinder.

„Haben Sie nichts gerettet?“ fragte Arnold nach einer langen Pause, in welcher der Wagen gerumpelt hatte.

„Nichts, als was Sie hier sehen. Es kam so schnell. Das Haus brannte an mehreren Stellen. Wir wohnten im dritten Stock. Vom Keller in den dritten Stock. Da war es zu spät. Und die Kinder hier, das war das Wichtigste.“

„Das Leben ... das Wichtigste“, meinte Arnold. „Sie haben recht.“

Arnold lehnte sich schließlich zurück und schlief. Als er aufwachte, war es spät am Nachmittag. Lautes Sprechen hatte ihn geweckt. Der Wagen stand. Er sah, daß viele den Waggon verlassen hatten. Auch die Mutter der drei Kinder war hinausgegangen. Arnold erhob sich und stieg über Beine, Koffer und Kisten zum Ausgang. Er sah einen Bahnhof mit mehreren Geleisen. Er sprang hinaus. Da kamen aber schon wieder einige über den Bahnsteig zurück und riefen: „Einsteigen, wir fahren weiter!“ Arnold las den Namen des Bahnhofs, kletterte in seinen Wagen zurück, nahm seinen Mantel, den Hut, den Koffer und sprang wieder hinaus. Ein Ordnungsmann mit einer Armbinde schrie ihn an:

„Nichts da, im Wagen bleiben! Der Transport geht weiter.“

„Was heißt hier Transport?“ wollte Arnold wissen und blieb stehen.

„Na, Sie waren doch gerade in diesem Wagen — wird's bald!“

„Deshalb kann ich doch aussteigen, wo ich will.“

„Nein, das können Sie nicht; Hamburg kommt nach ...“

„Mann, jetzt hören Sie aber auf ...“

„Seien Sie ruhig! Es kann doch nicht jeder machen, was er will!“

Arnold blieb stehen und überlegte. Als der Aufgebrachte sich ihm näherte, griff er in die Brieftasche und holte Naudeaus Paß hervor. Es freute ihn plötzlich, daß er dastehen konnte und nach einem Papier greifen, um zu versuchen, ob es genügte, ihn vor Uniformierten und Armbindenmännern, vor allem zu schützen, was hier Rädchen in einer Maschine war. Plötzlich wurde ihm klar, daß er nur in die Tasche zu greifen brauchte, und wie durch Zauber ward alles verwandelt. Es rieselte ihm kalt über den Rücken, als er den Paß öffnete und dem Drängenden unter die Nase hielt.

„Genügt Ihnen das, Verehrtester?“

Arnold beobachtete erstaunt, wie das Schweizer Papier genügte, um den Pflichtefrigen umzustimmen. Was Brandspuren, Elendsbilder und deutsche Worte nicht vermochten, das gelang dem Schweizer Paß sofort. Der Mann nahm eine ehrerbietige Haltung an, las neugierig, was es da noch alles zu lesen gab, und legte achtsam das Papier in Arnolds Hand zurück, während nebenan der Zug mit seiner Unglücksfracht weiterzufahren begann.

Dem Deutschen indes mit den Schweizer Papieren, der allein und plötzlich ungeschoren auf dem Bahnsteig stand, kam der erste Anhauch eines seit Jahren vergessenen Gefühls. Gleichzeitig erfüllte ihn ein unbestimmter Schmerz. Aber das erste Gefühl wurde stärker, und er suchte dafür versunken ein Wort und wußte nicht, daß er es suchte. Und dann jubelte das Wort hervor, erfüllte die Brust, strömte als Glück durch alle Adern und formte sich langsam auf der Zunge:

„Frei!“ flüsterte Arnold Heim, „frei!“

Das gehörte nun auch zu seinem Traum. Und er fürchtete immer noch das Erwachen.

III.

Gegen Abend kam der Schnellzug in Lindau an. Der Bodensee lag wie ein unübersehbares Meer grau unter schweren Wolken da. Manchmal kräuselte sich ein Streifen Wassers, bekam eine andere Farbe, Regen fiel in Schauern über einen Teil des Sees, während über den andern ein dünner Sonnenstrahl für Augenblicke huschte.

Komisch, nicht?

GLAUBE

Erich besuchte seinen Freund Harry, der im Krankenhaus lag. Harry blickte schmerzvoll aus seinen Verbänden den Besucher an und fragte: „Wie konnte das nur passieren?“

„Nun“, berichtete Erich, „als wir gegen vier Uhr in dein Zimmer kamen, stiegst du auf das Fensterbrett und sagtest, du wolltest einen Flug um das Haus machen!“

„Sol“ sann Harry. „Und weshalb hast du mich nicht zurückgehalten?“

„Um die Wahrheit zu sagen, gestern nacht glaubte ich, du könntest das tatsächlich!“

LEDERN

Ein Gast kostete das Steak und fand es schauerhaft zähe.

Er rief den Kellner und befahl: „Bringen Sie es dem Koch! Er soll es selbst einmal probieren!“

Nach einer Stunde erinnerte er den Kellner an den Auftrag und fragte: „Wo bleibt der Bescheid?“

„Noch etwas Geduld, mein Herr“, hauchte der Kellner. „Es sind noch zwölf Steaks und vier Lammkeulen vor Ihnen dran!“

EIN UNTERSCHIED

Leo Slezak unterhielt sich während einer Atelierpause mit einem Kollegen aus Norddeutschland und sprach dabei einmal im unverfälschten Berliner Dialekt. Da meinte dieser erstaunt:

„Nanu, Herr Kammersänger, ich denke, Sie sind Wiener? Ich kann aber keinen Unterschied zwischen Ihrer und meiner Aussprache entdecken. Sie berlinern genauso wie ich.“

Slezak lachte: „Ja, mein Lieber“, sagte er, „und doch ist ein Unterschied da: ich kann, und Sie müssen!“

FRAGE

Ein Rechtsanwalt hatte (als Verteidiger) für einen Mann, der unter Verdacht stand, eine goldene Uhr gestohlen zu haben, den völligen Freispruch erreicht. Als dem Mann der Freispruch mitgeteilt wurde, fragte er leise seinen Anwalt:

„Sagen Sie, bitte, bedeutet das, daß ich die Uhr behalten kann?“

SCHONEND

Professor Grimbart bietet bei der Prüfung dem recht schwachen Kandidaten eine Zigarre an und fragt ihn dann beim Rauchen: „Nun, wie finden Sie die Zigarre?“

„Ausgezeichnet, Herr Professor“, antwortet der Kandidat.

„Nun, sehen Sie, so eine erhalten Sie in einem halben Jahr wieder von mir, wenn Sie zum zweiten Male hierherkommen werden.“

WIDMUNGEN

Man unterhielt sich über Widmungen.

„Damit muß man sehr vorsichtig sein“, meinte ein bekannter Schlagerkomponist. „In meiner Ehe habe ich ein Lied meiner Gattin namentlich gewidmet. Später widmete ich meine Kompositionen nur ‚meiner heißgeliebten, unvergesslichen Frau‘ unter Weglassung des Namens. Denn die Scheidungen meiner Ehen folgten schneller aufeinander als die Auflagen meiner Schlager.“

Die Luft war warm, voll eines würdigen Geruchs, der vom Wasser kam, vom grünen Land, das sich überallhin in dunstige Weiten erstreckte, von den Bergen, die in der Nähe wie eine Ahnung waren.

Arnold stand unschlüssig auf dem Bahnsteig. Seine Mitreisenden waren schon fortgegangen, als er nach dem Koffer faßte und langsam der Sperre zuzuging, an der ihm der Beamte wartend entgegenah. Als er die Fahrkarte abgab, fragte er:

„Wann geht der nächste Zug in die Schweiz?“

„Morgen nachmittag um 15 Uhr.“

„Früher nicht?“

„Nein, früher nicht; es fahren täglich nur zwei Wagen über Lustenau nach St. Margarethen.“

„Ich danke.“

„Bitte sehr.“

Arnold ging über den Platz. Noch einen Tag lang galt es zu warten. Er zählte die Stunden, die es noch dauern würde. Als es ihm zu viele waren, zog er die Nachtstunden davon ab; die Schlafzeit sollte nicht gelten. So ging er dahin und zählte die Stunden. Der Gabardinemantel war versengt; auf den Schultern befanden sich kleine brauneränderte Löcher, welche die Funken gebrannt. Er dachte in einem fort nur an eines: daß er jetzt hier mit seinem Koffer einherging und tun konnte, was er wollte — und daß er morgen schon wissen konnte, ob er leben durfte... leben, die Sonne spüren, das Wasser riechen, die Berge sehen — daß er schon morgen wissen konnte, ob er noch viele Jahre leben durfte.

Arnold nahm es gleichgültig hin, daß er lange keine Gelegenheit zum Übernachten fand. Immer wieder wurde er abgewiesen. Da ging er zum Bahnhof zurück, hinterlegte seinen Koffer bei der Gepäckaufbewahrungsstelle und entschloß sich, im Wartesaal zu übernachten. Aber, gerade, als er den Bahnhof wieder verlassen wollte, um irgendwo ein Café oder eine Gaststätte aufzusuchen, begegnete er einem Hotelbediensteten. Der trug eine fleckige, verblichene, blaue Jacke mit steifem Kragen und eine Schildmütze, die ehemals wohl prächtig war. Gleichwohl, er war Hoteldiener ohne Zweifel, und Arnold versuchte noch einmal sein Glück.

„Ich sollte einen Herrn abholen“, erklärte der Mann. „Aus Stuttgart. Eben kam der letzte Zug. Er war nicht dabei. Heute nacht war ein Angriff auf Stuttgart. Er wird verhindert sein und nicht mehr kommen.“

„Ist somit ein Zimmer frei?“

„Ja, das Zimmer ist jetzt wohl frei.“

„Wollen Sie meinen Koffer holen? Hier ist der Aufbewahrungsschein.“

Das Hotel war nicht weit entfernt. Es war klein. Alte abgetretene Kokosläufer bedeckten die Korridore. Ein kleiner, untersetzter Mann begrüßte Arnold und bat ihn, den Anmelde-schein auszufüllen. Arnold füllte den Schein mit einem Tintenbleistift aus. Ganz deutlich leserlich unterschrieb er: Naudeau Rollé.

„Kann ich Paß haben?“ fragte der Hoteldiener. „Sie sind jetzt ganz ge-

nau mit den Papieren seit der letzten Geschichte.“

Arnold holte den Paß hervor und schlug ihn auf. Der andere griff danach und nahm den Paß an sich.

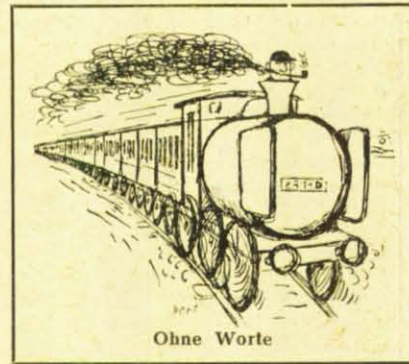
„Das möchte ich nicht“, sagte Arnold, als das Papier verschwand. „Vergleichen Sie den Paß mit meinen Angaben und geben Sie ihn mir bitte zurück. Heute ohne Papiere, Sie wissen ja...!“

„Geht auch“, versetzte der Hoteldiener, „wenn Sie noch ausgehen wollen, behalten Sie nur Ihren Paß. — Sie reisen morgen in die Schweiz?“

Arnold wartete, bis seine Angaben geprüft waren, und bestätigte, daß er am nächsten Tag in die Schweiz reise.

„Alle Abend müssen wir die Anmelde-scheine zum Polizeirevier tragen“, erklärte der Hoteldiener. „Sie sind jetzt scharf dahinter.“ Arnold fragte gleichmütig, hinter wem sie so scharf her seien.

„Vorige Woche gingen ihnen wieder zwei durch die Lappen, übers Wasser, wo's keine Gestapo gibt“, erzählte der kleine Mann. „Mitten in der Nacht eine Schießerei auf dem See... Einen Burschen haben sie erwischt. Deserteur... Gnade ihm Gott! — Sein Freund und seine Schwester kamen ihnen aus. Können Sie grüßen, wenn Sie die drüben sehen.“ Der Mann grinste und zeigte schlechte gelbe Zähne.



Ohne Worte

„Übers Wasser?“ fragte Arnold und legte den Paß umständlich in die Brief-tasche. „Geht denn das überhaupt?“

„Von hundert gelingt es fünfen“, erzählte der Kleine lebhaft weiter, als entflammte ihn der Gedanke. „Von hundert gelingt es fünfen. Bei schlechtem Wetter im Boot ohne Mondschein in der Nacht. Und wenn was Verdächtiges zu hören ist, rein ins Wasser und den Rest der Reise schwimmend. Es gab schon welche, die sich schwarze Schuhwische ins Gesicht und um die Schultern schmierten. Gute Schwimmer, schlechte Patrioten.“

Arnolds Blick hob sich und sah in wasserhelle Augen, die ihn anstierten. Er drehte sich um, bückte sich nach seinem Koffer, fragte nach der Zimmer-nummer. Langsam stieg er die Treppe hinan und spürte, daß er Hunger hatte. In seinem Kopf summten die Worte: Gute Schwimmer, schlechte Patrioten. Er sah das gelbe Pferdegebiß des Dicken und wünschte, daß der Tag bald zu Ende gehen möge.

Eine Viertelstunde später saß er drunten in dem schlecht gelüfteten Gastzimmer des Hauses; die Tischdecke war mit alten Speiseflecken bedeckt; drei Männer saßen am Nebentisch und unterhielten sich im Landes-dialekt.

Der Fremde indes versenkte sich in die Speisekarte, welche die unfreundliche Kellnerin vor ihn hingeworfen hatte.

„Abendessen ist noch nicht fertig“, sagte sie, „aber Suppe können Sie haben.“

Arnold bestellte eine Suppe und Brot. Er zerbröckelte das Brot langsam zwischen den Fingern und warf es in die Suppe. Es tat ihm wohl, so ganz langsam die Hände zu bewegen und zuzusehen, wie die Hände sich bewegten und sich dabei von seiner Umgebung abzuschirmen, die er schlecht ertragen konnte.

Nach und nach füllte sich das Lokal, Postbeamte, kleine Geschäftsleute und ein paar Eisenbahner nahmen Plätze

ein und verlangten Suppe. Alsdann bestellten sie Blutwürste mit Sauerkraut und verzehrten alles langsam und bedächtig. Auch Arnold bestellte Blutwürste, für die nur halbe Marken herzugeben waren. An seinem Tisch saßen jetzt Hotelgäste, die ihn kaum beachteten. Als er gegessen hatte, wurden ihm die Geräusche zuviel. Er wurde nervös, zahlte und ging auf die Straße.

Niemand blickte ihn an. Er musterte die Gesichter der Vorübergehenden. Es waren gleichgültige Augen, die er sah. Es war herrlich, wie gleichgültig sie waren.

Das Wetter hatte sich verschlechtert. Ein feiner Sprühregen fiel vom tief verhangenen Himmel und näßte das Gesicht. Es war ein warmer Regen. Arnold bemerkte, daß seine Augen nicht mehr schmerzten.

Er ging die Straße hinunter. Einzelne Lichter flammten auf. Schließlich stand er in der Dämmerung irgendwo am Wasser. Nebel trieb ihm entgegen. Die Wellen plätscherten zu seinen Füßen. Es hörte zu regnen auf, allein die Luft war noch immer so feucht, daß sie die Wangen näßte. Ein unausgesetztes monotones Rauschen lag in den Ohren. Seine Augen versuchten das Grau zu durchdringen, aber es blieb bei dem Gedanken, daß jenseits des Wasser- und Nebelbrodells Rorschach lag, und dahinter St. Gallen, das ganze Appenzeller Land, die freie Schweiz, die er aus schönen Ferientagen kannte. Er wandte sich ab und schritt langsam in die Stadt zurück. Überall wurden die Fenster verdunkelt. Wenn irgendwo ein Lichtlein aufglommte, wenige Zeit später war es wieder verschwunden.

Im Hotel traf er den kleinen Untersetzten in der Portierloge hinter einem rechtwinkligen Regal, wo er stand und in einem dicken Geschäftsbuch Eintragungen mit Tinte machte.

„Vom Spaziergang zurück, Herr Rollé?“

Arnold strich an seinem Mantel herum und erwiderte:

„Ein wenig naß für einen Spaziergang.“ Die Antwort war zweideutig und gefiel ihm. „Lindau ist feucht, so nah am Wasser.“ fuhr er fort und zog den Mantel aus. „Aber heute nacht haben wir Ruhe vor den Fliegern, wenn nicht alles täuscht.“

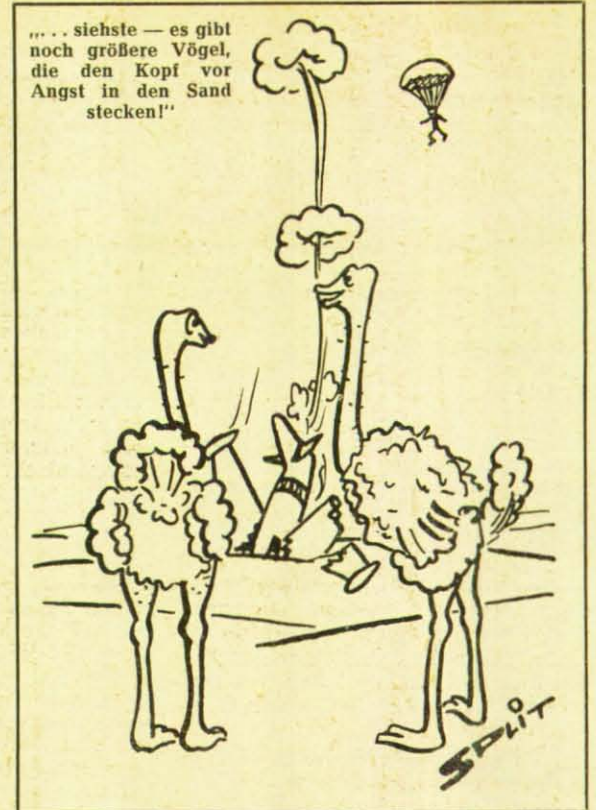
„Nichts Schlechtes, was nicht etwas Gutes mit sich bringt“, versetzte der andere und schrieb weiter

Arnold betrat die Gaststube und verlangte Bier. Kaum saß er, als irgend jemand das Radio einschaltete und eine schnarrende überaus überzeugte Stimme den rauchigen Raum und die darin aneinandergereihten Köpfe überfiel.

Arnold trank das Bier und ging. Er sah über die geduckten Köpfe hin und ging. Als er beim Hoteldiener vorbeiging und die Treppe erreichte, fühlte er, daß ihm nachgeschaut wurde. Er fühlte es im Rücken, als er hinaufstieg.

In seinem Zimmer schloß er sich ein. In dem von trübem Deckenlicht erleuchteten Raum, die grauschmutzige Tapete vor den Augen, nach Tagen wieder einmal allein, war es Arnold plötzlich, als erwachte er wieder zu vollem Bewußtsein.

Er zog seinen Rock aus und legte ihn um die Stuhllehne. Dann öffnete er die Brieftaschen, Naudeaus und seine, und prüfte ihren Inhalt. Dann häufte er auf dem Tisch alle Papiere zusammen, die Arnold Heims Namen trugen, und machte daraus ein Paket. Auf das Päckchen schrieb er Naudeau Rollé und unterstrich das rot.



Sorgfältig folgte er dem Lauf seiner Gedanken. Ja, er war aufgewacht, und nun galt es klug zu sein. Alles, was an Arnold Heim erinnerte, mußte verschwinden. Er freute sich über sich, als ihm einfiel, daß er ein Hemd trug und eine Unterhose, die Arnold Heims Namenszeichen zeigten. Er entkleidete sich und entfernte die eingenähten Zeichen mit dem Taschenmesser. Dann zog er sich wieder an. Er dachte nach, was er noch unterlassen haben konnte. Dann durchsuchte er Naudeaus Anzüge und die Koffertaschen, legte alle Briefe und Papiere, die er fand, vor sich auf den Tisch und begann zu lesen. Um zwölf Uhr nachts, als es ganz ruhig im Haus geworden war, wußte er alles, was da geschrieben war.

Dann drehte er das Licht aus, öffnete das Fenster und legte sich ins Bett.

Gegen vier Uhr morgens schief er ein. Er erwachte erst spät. Fahrzeuge rasselten auf der Straße. Schritte klaperten. Eine Stimme grölte durch das Haus. Arnold erschrak. Er richtete sich auf. Sein Herz schlug heftig. Er sprang aus dem Bett und starrte auf die Tür. Da wurde es ihm klar, daß es nur des Lautsprechers Radiostimme war, die ihn so erschreckt hatte. Er schimpfte leise vor sich hin.

Nach dem Waschen rasierte er sich peinlich genau.

Auch heute fühlte er sich wach und klar. Die Spannung, die ihn erfüllte, empfand er nicht als unerträglich. Die Augen brannten nur noch, wenn Seifenschäum hineinkam. Es reizte ihn, bei all der Gefahr so zu tun, als sei er schon in einer anderen Welt.

Die vier Stunden Schlaf hatten ihn frisch gemacht. Er überlegte. Kaum noch acht Stunden trennten ihn von der Entscheidung. In Lustenau war die Grenze. Dort waren die Zollrevision und die Gestapo, die alles prüfte. Dort würde man Naudeaus Paßbild mit seinem Gesicht vergleichen, Naudeaus Unterschrift mit seiner, dort fielen die Würfel über Tod und Leben.

Naudeaus Unterschrift? — Sie war klar und einfach, die Schrift eines klugen Mannes, zweckmäßig und knapp, ohne Schnörkel und Überheblichkeiten, die es zu bedenken gab. Und Naudeaus Bild konnte zur Not als seines gelten, das wußte er von früher.

Was gab es sonst noch zu beachten?

Gestern hatte er Naudeaus Korrespondenz aufmerksam gelesen. Er wußte von allen Zeitungen, für die der Freund geschrieben; er kannte den Titel und den Inhalt seines ersten Romans; vom zweiten wußte er nur den Titel und nur ganz ungefähren den Inhalt; er wußte den Namen des Verlags und des Verlegers in Zürich, deren Briefe er besaß. (Fortsetzung folgt)



WAHRE GESCHICHTEN

Bananen – statt Feigenblatt!

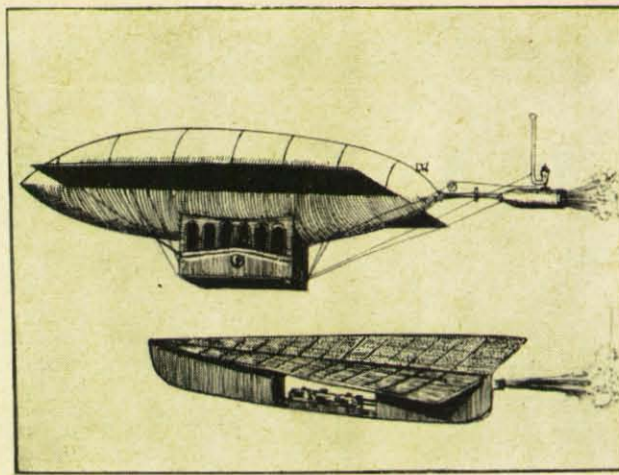
In Brasilien wollten die reiche Donna Norma und zwei Männer den Urwald erkunden. Sie reisten ab – und kehrten niemals wieder. Als bald wurden die Leichen der beiden Männer gefunden. Die Frau aber blieb verschollen. Nur ein Gerücht besagte, daß sie bei den wilden Arara-Indianern lebe. Ein Zeitungsverleger schickte deshalb eine Suchexpedition in das Gebiet der Indianer. Nach monatelanger, vorsichtiger Annäherung – die Pfeile der Indianer durch Geschenke erwidern – gelang es der Expedition, zum Stammessitz der Indianer vorzudringen. Frau Norma saß völlig nackt unter den Wilden. Als sie die Weißen sah, stürzte sie in eine Hütte und band sich Bananenblätter um. Sie erzählte: die Indianer löten jeden Mann, aber nie eine Frau. Da sie das kärgliche Leben der Eingeborenen verbessern konnte und schließlich den besten Schwimmer des Stammes besiegte, wurde sie bald als Göttin der Gewässer verehrt. Frau Norma weigerte sich, der Expedition in die Zivilisation zu folgen. Sie fühlte sich als nackte Göttin unter Wilden wohl.

Eis – lecker, lecker Eis!

Zu später Stunde eines Tages im März dieses Jahres ging Mr. Wilson in Richmond (USA) schwankenden Schrittes auf seine Haustür zu – da bemerkte er, trotz seines getrübbten Blickes, wie sich zwei Burschen an der Tür zu Mr. Edwards Eissalon zu schaffen machten. Mr. Wilson schlug natürlich Lärm. Im Handumdrehen erschien ein Policeman, und um die Burschen war es geschehen. Mr. Edwards war glücklich. Er suchte Mr. Wilson am nächsten Abend in dessen Wohnung auf, und als er auch dessen drei Söhne – Frank von 8 Jahren, Carroll von 10 Jahren und George von 12 Jahren – sah, versprach er ihnen aus Dankbarkeit ein Eisabonnement für ein ganzes Jahr. Hätte er es doch lieber nicht getan! Die drei Jungen verzehrten nämlich bis zum 20. September 2297 Tüten zum Preise von insgesamt 203 Dollar.



I. Ein Spottbild, das Geschichte machte.



II. Projekte, die Projekte blieben.

Kleine Geschichte der Raketentechnik

Mit der Erfindung und der beginnenden praktischen Verwendung der Dampfmaschine um die Wende des 18. Jahrhunderts als Antriebsmaschinen für Land- und Wasserfahrzeuge tauchte auch eine Reihe von Projekten auf, die darauf abzielten, die Dampfkraft zum Antrieb von Luftfahrzeugen zu benutzen. Eine der ersten Konstruktionen dieser Art war die des Engländers Golightly. Sie mutet uns heute geradezu modern an, zum mindesten in ihrem Bauprinzip, denn sie stellt ihrer Idee nach eine echte Rakete und nicht etwa das dar, was wir unter einem Düsenflugzeug verstehen; Golightlys Dampf Rakete läßt sich am ehesten mit den bemannten Raketen unserer Tage vergleichen, wenn ihr auch in technischer Hinsicht noch all das fehlt, was die modernen Himmelstürmer auszeichnet. Dem ahnungsvollen Erfinder wurde bereits im Jahre 1841 auf seine Dampf Rakete ein Patent erteilt, aber das Unglück wollte es, daß dieses interessante Dokument verlorenging, so daß wir leider über keine exakte Darstellung und Beschreibung des Golightlyschen Dampf Raketenpatentes verfügen. Alles, was von der Sache erhalten blieb, ist ein Spottbild in einer englischen Zeitschrift mit der bombastischen Unterschrift: „Dampfproß, mit welchem man innerhalb einer Stunde von Paris nach Petersburg reiten kann.“ (Bild I.)

Zu den Erfindern, welche sich bereits um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts mit dem Gedanken beschäftigten, das Raketen- oder Rückstoßprinzip zum Antrieb von Luftfahrzeugen zu verwenden, gehört auch der berühmte

Werner von Siemens, der als der eigentliche Schöpfer der modernen Elektrotechnik bekannt ist. Siemens wollte sich jedoch nicht der Dampfkraft für seine Zwecke bedienen, sondern der sogenannten Schießbaumwolle, jenes höchst gefährlichen Sprengstoffes, den der deutsche Chemiker Schönbein im Jahre 1845 erfunden hatte. Die Skizze eines von Siemens entworfenen Flugzeuges ist noch vorhanden; sie trägt allerdings keinen Namen, weil der Urheber seinen Namen aus militärischen Gründen geheimzuhalten hatte.

Geradezu prophetisch mutet uns das – in unserer Abbildung II unten dargestellte – Projekt eines Erfinders aus dem Jahre 1867 an. Es handelt sich dabei um die Konstruktion eines mit Dampfkraft getriebenen Flugzeuges. Diese Konstruktion zeigt nämlich bereits alle wesentlichen Merkmale der modernen Dreiecksflügelbauweise. Lediglich die zur Erhaltung der Flugstabilität wichtige senkrechte Flosse fehlt. – Einige Jahrzehnte später, nämlich 1893, erhielt ein Amerikaner ein Patent auf ein Lenkluftschiff (obere Abbildung), welches gleichfalls mit einem Raketenantrieb ausgerüstet sein sollte. Auch dieser Erfinder hatte die Idee, wie seinerzeit W. v. Siemens, statt der Dampfkraft einen Sprengstoff zu verwenden. Der Erfinder hatte sich hierzu einen Mechanismus ausgedacht, der nach Art eines Maschinengewehrs wirken sollte, und zwar derart, daß eine Reihe kleiner Explosivkörper nacheinander in die Brennkammer eingeführt werden, und so einen gleichmäßigen Vortrieb gewährleisten sollte.

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine lustige Bildgeschichte von Eres

11. Fortsetzung



Gaby rutscht herab vom Brei Und gibt ihn zum Baden frei.



Wie sich da die Hexen freuen! Hui, sie springen gleich hinein.



Nichts mehr schaut daraus hervor Als nur ab und zu ein Ohr.



Wundersame Blasen steigen, Eh' sich neu die Hexen zeigen.



Sie erscheinen schaumgeboren Wunderschön – bis auf die Ohren.



Das ist wirklich nicht zum Lachen. Gaby denkt: Was ist zu machen?



Formt aus Schaum dann ein Gebilde. „Herrlich“, haucht die Hexengilde.



Unterm Topfhut sind die Sorgen Langer Ohren schnell verborgen.

BAUSTEINE DER WELT

Fortsetzung von Seite 2

aus zwei Teilen Wasserstoff und einem Teil Sauerstoff besteht. Die Hausfrau merkt nicht, daß Kochsalz aus 35,5 Teilen Chlor und 23 Teilen Natrium besteht. Die kleinste Masse einer Verbindung von zwei oder mehr Atomen wird Molekül genannt. Es gibt Riesenzellen, die aus mehreren Elementen und vielen tausend Atomen zusammengesetzt sind. Fast 2 Millionen chemische Verbindungen sind bekannt. Ihre Zahl macht die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen um uns her aus, erklärt das Nebeneinander von Steinen, Holz, Pflanzen, Brot und Butter.

20 Nullen

Mit welcher Geschwindigkeit bewegen sich die Moleküle, wie groß — oder besser gesagt — wie klein ist ein Atom? Unermüdlich hat der Wiener Chemiker Josef Loschmidt (1821—1895) an diesem Problem gearbeitet. Der Schall setzt sich 333 Meter in der Sekunde, ein Stickstoffmolekül 492 m, ein Wasserstoffmolekül 1844 m, also fast 2 km in der Sekunde, das ist die Geschwindigkeit, aber weite Strecken werden nicht zurückgelegt; denn jedes Gasmolekül stößt mit anderen etwa fünf millionenmal in einer Sekunde zusammen. Viele Jahre, viele Tage und Nächte brauchte Loschmidt, bis er eine andere Zahl errechnet hatte: 6,023 mal 10²³, das heißt 602 300 000 000 000 000 000 Moleküle ergeben jeweils 20 Gramm Eisen, 26 Gramm Eisen, 79 Gramm Gold, 92 Gramm Uran usw. Mit Hilfe dieser Zahl konnte Loschmidt nun auch das Gewicht von Atomen ausrechnen. 0,000 000 000 000 000 167 Gramm wiegt ein Wasserstoffatom. Bei solchen Zahlen hört der Schriftsteller H. Bastian hat ausgerechnet, daß man, um die Moleküle eines einzigen Kubikzentimeters, eines Fingerhutes voll Wasserstoff zu zählen, 850 Milliarden Jahre brauchte, wenn man Tag und Nacht pro Sekunde eins weiter zählt.

Wie klein auch die Zahl war, die Loschmidt gefunden hat, von nun an konnte man mit den unsichtbaren Molekülen und Atomen als einer „Größe“ rechnen (siehe unser Bild auf Seite 3).

Das Atom, die kühne Erfindung griechischen Geistes, war gefunden und als Wirklichkeit nachgewiesen. Nun glaubten die Wissenschaftler, die kleinsten Bausteine der Welt in Händen zu haben. Voll Stolz nennt sie der große Clark Maxwell, der Begründer der elektromagnetischen Lichttheorie, „die unverwundlichen Bausteine des Weltalls“. So gilt 1875 noch immer die Aussage Newtons: „Atome sind solide, massige, harte, undurchdringliche, bewegliche Teile, so hart, daß sie sich niemals abnutzen, nicht in Stücke brechen lassen und keine Macht zerstückeln kann, was Gott selbst als Einheit schuf!“

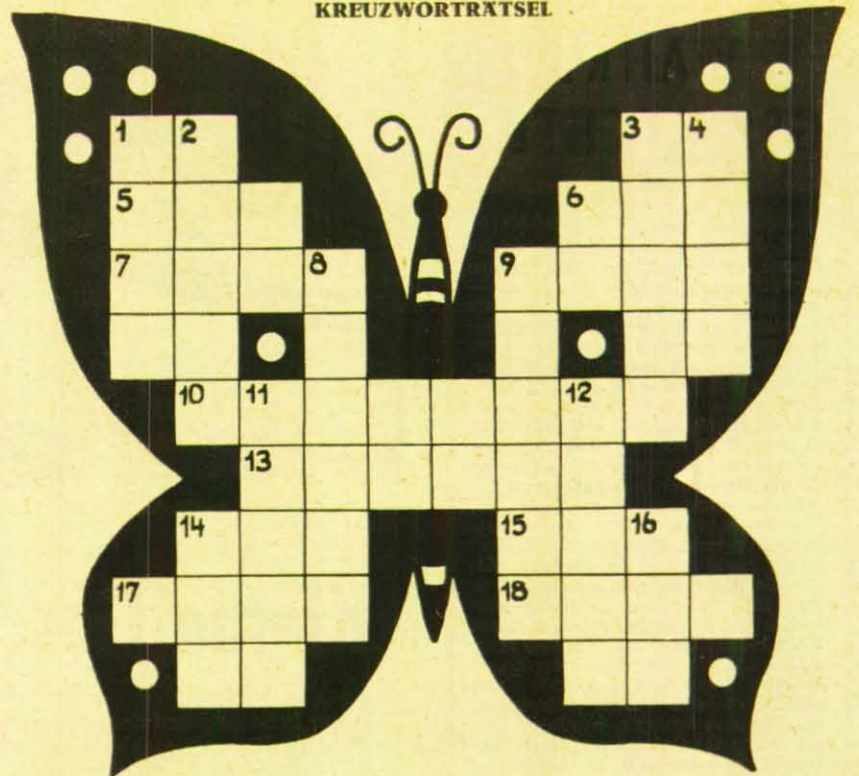
Gedanken fliegen voraus

Und doch war schon 1825 ein Mann mit seinen Gedanken in Gottes Werkstatt eingedrungen. „Das Atom“, schrieb der junge Leipziger Dichter Gustav Theodor Fechner, „kann nicht unteilbares Ganzes sein. Es ist vielmehr aus Teilchen zusammengesetzt — ein nach einem bestimmten Gesetz geordnetes System. Im Mittelpunkt des Atoms gibt es einen dichteren, zentralen Teil. Er ist der Träger der Atommasse und des Atomgewichts. Um diesen Mittelpunkt des Atoms schwebt der unwägbare Atomteil. Er ist der Träger der charakteristischen Atom-eigenschaften, des Lichtes, der Wärme, der Elektrizität. Seinem inneren Feinbau nach ist das Atom einem Planetensystem ähnlich.“

Das war die Behauptung, die Vermutung eines Philosophen. Für die Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts war nur Wirklichkeit, was sich durch Experimente und Berechnungen beweisen ließ.

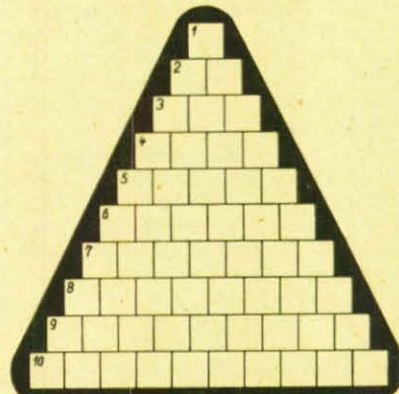
Unser nächster Beitrag berichtet über die Entdeckung radioaktiver Strahlen und die ersten Angriffe auf die Festung Atom.

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. chem. Zeichen für Wismut, 5. Körperteil, 6. ausgestorbener Riesenvogel, 7. männliches Haustier, 9. Schwimmvogel, 10. der Prophet unter den Vögeln, 13. afrikanische Hieroglyphenschlange, 14. Straußenvogel, 15. Tiermagenferment, 17. griechische Landschaft, 18. griechischer Liebesgott. — Senkrecht: 1. großes Raubtier, 2. Pantherkatze, 3. Insektenprodukt, 4. Nagetier, 6. Mittelalter (Abk.), 8. asiatische Färsart, 9. Grabheuschrecke, 11. Gebirgsstock in Innerasien, 12. Nebenfluß der Donau, 14. Hirschart, 16. Riesenschlange.

PYRAMIDENRÄTSEL



In die Waagerechten sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen, die jeweils aus den Buchstaben des vorhergehenden Wortes unter Hinzunahme eines neuen Buchstabens entstehen: 1. Vokal, 2. Spielkarte, 3. Teil des Baumes, 4. Singvogel, 5. Herbstblume, 6. Nebenfluß der Elbe, 7. Handwerker, 8. zum Tragen von Lasten verwendetes Tier, 9. Werkstatt, 10. Vorsteher einer Innung.

An der blauen Donau

Du findest es auf weiter Flur als ein Geschenk von der Natur. Doch nimmst du „es“, so wirst du's sehn als eine Stadt gar wunderschön.

Rätsellösungen aus Nr. 11

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Makrone, 7. Tara, 8. Rall, 9. Radar, 10. Adler, 12. Fo, 13. Era, 14. Rial, 16. Aabe, 18. Athen, 19. Emir, 21. Robert, 23. Elmire, 25. Trema, 26. Assam, 27. Kaese, 31. Belag, 35. Essenz, 37. Selene, 38. Lese, 39. Elite, 42. Kinn, 43. All, 44. Alt, 46. Galle, 47. Store, 48. Elen, 49. Senn, 50. Erzlori. Senkrecht: 1. Made, 2. Ararat, 3. Karat, 4. orer, 5. Nadine, 6. Ella, 9. Robbe, 11. Remis, 12. Flor, 15. Mira, 16. Artikel, 17. Eem, 19. Ems, 20. Remagen, 22. Rasen, 24. Laube, 28. Asen, 29. Esseg, 30. See, 32. Elk, 33. Leine, 34. Anna, 36. Zeller, 37. Selter, 40. Lienz, 41. Tasso, 43. Alle, 45. Toni.

Magisches Palindrom: 1. Alle — Ella, 2. Laas — Saal, 3. Lube — Ebal, 4. Esel — Eise.

Silbenrätsel: 1. Wanda, 2. Lafette, 3. Rade, 4. Hangar, 5. Isidor, 6. Lafette, 7. Faenza, 8. Eifer, 9. Iila, 10. Emir, 11. Ichsucht, 12. Sudan, 13. Tarock, 14. Epilog, 15. Tower. — Wer Hilfe leistet, wird Hilfe finden.

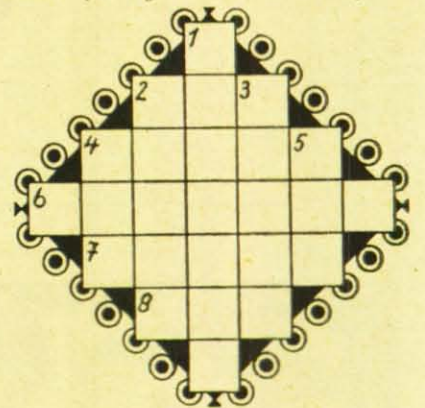
SILBENRÄTSEL

Aus den Silben be — bus — che — di — e — fi — frau — gent — gie — hal — haus — he — in — kel — lau — li — li — lo — masch — mi — ni — nitz — no — ren — rub — rus — saß — si — spek — sur — ta — ta — tät — tät — ter — ter — ti — to — u — un — us — ver — zer sind 13 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden: 1. Heiliger, Patron der Bibliotheken, 2. Hochschule, 3. Papierstreifen zum Anzünden, 4. Fachausdruck, Fachsprache, 5. Bühnenaufführung, auch Lärm, 6. Erzengel, 7. Kammer des englischen Parlaments, 8. Gesamtheit, Vollständigkeit, 9. Höllenhund der griechischen Unterwelt, 10. ebbarer Blätterpilz, 11. Hausvorstands-partner, 12. Aufständischer, Empörer, 13. Seebad auf Rügen.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine wichtige Erkenntnis. (ch = 1 Buchstabe.)

MAGISCHES KREUZ

Aus den Buchstaben a — a — e — e — e — e — e — g — i — i — l — l — m — m — n — n — s — s — t — t — t — t — u — u — u — sind, waagrecht und senkrecht gleichlautend, Wörter nachfolgender Bedeutung zu bilden: Gebirgs-einschnitt (2 waagrecht = 4 senkrecht), altrömischer Kaiser (4 waagrecht = 2 senkrecht), Veranstaltung am Vormittag (6 waagrecht = 1 senkrecht), inneres Gewässer (7 waagrecht = 3 senkrecht), Gewässer (8 waagrecht = 5 senkrecht).



Die ZB bringt in Nr. 13 u. a.:

Schicksale im Schatten der Atome

Fortsetzung der Serie „Der Mensch greift in Gottes Werkstatt“

Die treuesten Gefährten

Hunde als Fallschirmspringer und Luftschutzhelfer

„Perm“ im Examen

ZB-Reporter verwirrt Deutschlands größtes Elektronengehirn

... und viel Unterhaltung

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägig. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Friedl. Walter Dinger. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Helmut Dohle. Redaktion: Köln, Hansahaus am Friesenplatz, Ruf 571 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theatinerstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhard Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis ffrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 683 26. Preis S 2,80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14tägig. Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10,40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

die kleine



Vogel-Zielscheibe

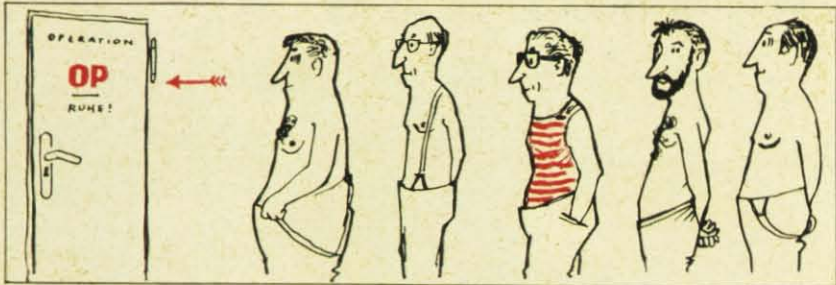
Nach dem Gottesdienst haben die Gläubigen in der ostenglischen Küstenstadt Aldeburgh nicht mehr das Vergnügen,



ihrem Pastor am Kirchenportal die Hand zu drücken. Pastor Godfrey hat diesen Brauch aufgegeben. Er begründet das im Kirchenblatt wie folgt: „Die im Dachgebälk nistenden Vögel betrachten mein weißes Übergewand immer als willkommene Zielscheibe. Das dauernde Waschen aber wird zu teuer.“

Vorbeugung

In einem waren sich die elf französischen Forscher gleich, die nach 13monatigem Aufenthalt in der Antarktis in Tilbury an der Themsemündung ankamen: Sie hatten alle keinen Blinddarm mehr. Vor der Abreise zu der Expedition hat man ihnen den Wurmfortsatz herausgenommen, um zu verhindern, daß sie in den Eiswüsten der Südpolregionen an Blinddarmentzündung erkrankten.



Verdächtig

Mutti nimmt ihre Tochter ins Verhör. „Elise“, fragt sie streng, „hat dich der junge Meister gestern nach Hause gebracht?“ „Ja, Mutti. Hat dich der Lärm gestört?“ „Nein, aber die Stille...“

Schwester Admiral

Im Zeichen der Gleichberechtigung steht der Antrag, den das Präsidium des amerikanischen Krankenschwestern-Verbandes an den Kongreß gerichtet hat. Die resoluten Samariterinnen fordern, daß für Armee-Krankenschwestern der Dienstgrad eines Brigadegenerals und für Marine-Krankenschwestern der eines Vizeadmirals eingeführt wird. Bisher war der höchste Dienstgrad der Krankenschwestern, die als Leutnant in die Streitkräfte eintreten, der Rang eines Obersten.



Seltene Tugend

Den höflichsten Autofahrer wollte die Verkehrspolizei von Pasadena in Kalifornien herausfinden und ihn preiskrönen. Der Preis konnte nicht ausgegeben werden, da innerhalb vier Wochen sich kein Autofahrer finden ließ, der preiswürdig gewesen wäre.

Tiere im Hotel

Ein „Tier-Hotel“ wurde am Rande des New Yorker Flughafens eröffnet. Die tierischen Gäste wohnen dort verhältnismäßig billig: Für Tiger und Löwen kostet der Aufenthalt je Tag 5 Dollar, für Affen 2 Dollar. Kanarienvögel kommen mit 5 Cent je Tag aus. Gekostet hat die Errichtung des Hotels 180 000 Dollar

Aal aus der Luit

Vom Himmel herabgefallen lag ein fetter, fast einen Meter langer Aal auf dem Gerichtshof von Dovercourt bei London. Geistesgegenwärtig hob ihn Leslie Costling auf und brachte ihn seiner Frau mit, die ihn zu einem prächtigen Gericht verarbeitete. Das Geschenk des Himmels verdankte man wahrscheinlich einer Möwe, die ihre Beute aus dem Schnabel verloren hatte.

Lügen verboten

Auch im Staate Neu-Mexiko ist es nunmehr verboten, vor einem Friedensrichter wissentlich falsche Aussagen zu machen. Der Senat in Santa Fé verabschiedete ein dementsprechendes Gesetz, obwohl der Senator Earl Parker heftig dagegen protestierte und erklärte, dann werde die Grundlage aller Menschenrechte erschüttert. „Ich bin der Auffassung“, rief er aus, „daß jedermann das unverbrüchliche Recht hat, zu lügen, wo es ihm Spaß macht.“

Vorbild

Als eine Art „medizinisches Versuchskaninchen“ bewährt sich Präsident Eisenhower. Sein Herzspezialist Dr. Paul Dudley White ist der Auffassung, daß die strengen Lebensregeln, denen Eisenhower seit seinem Herzanfall unterworfen ist, als vorbildlich für jedermann gelten könnten und — wenn sie nachgeahmt werden — überhaupt jeder Herzattacke vorbeugend entgegenwirken. Eisenhower hält Diät, außerdem sind in seinem Tageslauf regelmäßige Leibesübungen und Ruhepausen eingebaut.

Zu nackt

Eine unerwartete Panne erlebte ein russischer Zirkus in Djakarta, der Hauptstadt Indonesiens. In dem Zirkus trat als „Schlangemensch“ eine Artistin auf. Moslemführer beschwerten sich über deren unsittlich spärliche Bekleidung. Es kam zu einem allgemeinen Aufruhr des Publikums.

Wissenschaft

Ein etwas furchtsamer Bürger kam auf einer Party mit einem Astronomen zusammen. Sofort schüttete er ihm sein Herz aus, erzählte ihm seine Sorgen um die Zukunft der Welt und fragte endlich: „Glauben Sie auch, daß die Wasserstoffbombe eines Tages die ganze Erde vernichten könnte?“ Der Astronom zuckte nur kühl mit den Schultern. „Möglich“, meinte er. „Aber sonderlich aufregend wäre das nicht. Immerhin gehört die Erde ja nicht zu den bedeutendsten Himmelskörpern.“

BILLIGSTE BIS BESTE

Klein-, Flach-, Koffer-, Reise-, Büro-SCHREIBMASCHINEN
Monatsraten ab 10,- DM
Spezialvertrieb aller Schreibmaschinen
Günther Schmidt, Abt. 9S
Frankfurt am Main
Platz der Republik 3
Berlin-Lichterf., Baseler Str. 69
Hamburg 24, Birkenau 16
Göttingen, Elbinger Str. 30
München, Bayerstraße 37
Neuester Bildkatalog 79 mit Beratung gratis Postkarte genügt
Versand ab Werk - fabrikenue - Lieferung frei Haus

Rettung FÜR HAUTKRANKE

durch Klossin-Heilwünder.

Anerk. und erfolgreiche Vollkuren bei Schuppenflechte DM 17,50, Ekzemen auch schlimmster Art DM 13,-, offenen Beinwunden, auch sehr veralteten, DM 16,-, Verhornung der Innenhand, Pickel u. Mitesser u. andere Hautleiden. Auch Probedose zu DM 4,50. Verlangen Sie bitte Prospekte. Bei Bestellung Zweckangabe.

Klossin-Heilmittel Abt. 23, Fürth/Bayern

BRIEFMARKEN

Verlangen Sie meine ausführliche, umfangreiche Preisliste unverbindlich.

Heute biete ich an:	6 Werte	DM
Span. Tager, Tiere	12	DM 1.20
Span. Kolonien, Blumen	5	DM 1.10
Nicaragua, Sport	5	DM -70
Jugoslawien, Fische	3	DM -60
Ungarn, Waldtiere	10	DM 3.59
Ungarn, Käfer	10	DM 4.-
Div. Motivpack. à 25 versch. Marken		DM 1.40
Michel, Kat. Deutschland 1957		DM 4.53
Briefmarkenalbum AUS ALLER WELT		
140 Seiten mit 4000 Markenfeldern		DM 10.51

Briefmarkenversand CHR. LÖWEN (21b) Hagen i. W. 101 — Postfach 1030

Eine Bitte AN UNSERE LESER:

Schenken Sie den Inserenten dieser Zeitschrift Ihr Vertrauen und beziehen Sie sich bei Ihren Anfragen und Einkäufen auf die

ZB ILLUSTRIERTE

UHRARMBÄNDER
Elastofixo und Fixoflex
DEHNBAR • VERSCHLUSSLOS • FÜR JEDEN ARM UND JEDE UHR PASSEND
ERHÄLTICH IN „GOLDANKER“-WALZGOLD-DOUBLEE, EDELSTAHL UND IN 14 KARAT GOLD IN ALLEN FACHGESCHAFTEN

Für 60 Pfennig überall erhältlich

Wollen Sie gerade einen Besuch im Krankenhaus machen? Bringen Sie den stets willkommenen Lesestoff der beliebten Familien-Illustrierten mit der überreichen Themenauswahl

Das Blaue Blatt

Das Kind in uns

Angewohnheiten
die unser ganzes
Leben begleiten



Gar nicht ungewöhnlich ist es, wenn wir beim Telefonieren Blümchen malen. Als Kind haben wir stattdessen Wände beschmiert. Weshalb wir noch als Erwachsene kritzeln? Vielleicht ist diese „kindische“ Angewohnheit eine Abwehr gegen die stete Einengung unseres Lebens.



Das Kind im Manne möchte alles ergründen. Es will Schrauben lösen, auch Wecker reparieren. Mit verbissenem Eifer geht man an die Arbeit, um sie dann sehr schnell in die Ecke zu legen. Frauen sollten darüber nicht schelten. Kindern sieht man doch ebenfalls manches nach.



KLEINES EINMALEINS DER MODE FÜR DIE GUTEN



EIN BUNT GEMUSTERTES KOPFTUCH paßt schlecht zu einer großkarierten Jacke (oberes Bild). Auch sollten Sie zu Ihrer kleidsamen Trachtenjacke niemals, wie hier die junge Dame (unten), eine modische Kappe tragen. Wenn Sie keinen Trachtenhut besitzen, setzen Sie besser gar keinen auf. Die eleganten Handschuhe sind fehl am Platze.



EIN SEHR FLOTTER TRENCHCOAT ohne Zweifel! Und auch gegen das hübsche, zarte Chiffontuch ist eigentlich nichts einzuwenden. Jedoch, beides zusammen Sie ja auch nicht gerade Schlagsahne zu Sauerkraut mit fettem Schweinebauch. Meinen Sie nicht auch?



LANGE HOSEN und Schuhe mit hohen Absätzen! Wer beides besitzt, sollte sich treuen. Er darf nur in der Begeisterung über seine Schätze nicht soweit gehen, beide Bekleidungsstücke zur gleichen Zeit zu tragen. Das wäre ein gar zu grober Verstoß gegen die guten Modesitten.

Jede Frau sollte es auswendig können, das kleine Einmaleins der Mode. Dann käme es nicht zu den kleinen Schnitzern, die unser Modetest in Bildern aufzeigt. Es prüfe sich daher jede im stillen Kämmerlein und erteile sich anschließend selbst die Zensur. Aber bitte, nicht gar zu nachsichtig sein!



Die Herrenpartie – ein Überbleibsel aus unseren Flegeljahren? Es scheint so. Denn in den Entwicklungsjahren liegt der Hang zum Bandenbilden in uns. Wir treten Vereinen bei oder hecken Streiche aus, die den Sinn haben, den Unwillen der Umwelt zu entfachen. Rauschzustände – Brüllen und Toben gehören dazu – sind dabei gang und gäbe. Herrenabende lassen alle diese Eigenschaften aus den Kinderjahren wieder aufleben. Und unserem Geltungsstreben frönen wir durch handfeste Prahlereien und – nicht zuletzt – das Erzählen von Witzten.



Fast jeder von uns hat in das Erwachsenenendasein einige Angewohnheiten aus der Kinderzeit herübergerettet. Darum wissen wir oft gar nicht, wie „kindisch“ wir sind. Erst die Manieren unserer Kleinen öffnen uns die Augen. Die Psychologen wissen hierfür Erklärungen. Uns aber machen diese Kindheitsgewohnheiten, selbst die üblen, auf eine unbestimmbare Weise irgendwie ein bißchen glücklich.

ANGEZOGENE FRAU



RADFAHREN MACHT SPASS und ist gesund! Müssen aber zu dieser so sportlichen Art der Fortbewegung ausgerechnet lange Abendhandschuhe angezogen werden? Und ist ein luttoralenger Rock hierfür wirklich die ideale Bekleidung? Späße halber können Sie ja außerdem einmal versuchen, ob ein Schuh mit Keilabsatz die letzte Begeisterung in Ihnen erweckt, wenn Sie die Pedale mit Geschick, Kraft und Eifer zu treten haben. Sie werden sich wundern!



„So ein Mann wird nie erwachsen!“ schimpft die geplagte Hausfrau und räumt wieder einmal die Trümmer nach einem Anzugwechsel fort. Herumliegen dürfte man seine Sachen eigentlich nur bis zum vierten Lebensjahr lassen. Wir sind also noch sehr infantil, wenn wir uns wie dieser Ehemann benehmen. Als Kind hat er es auch schon so getrieben. Dieser Gewohnheit blieb er treu.

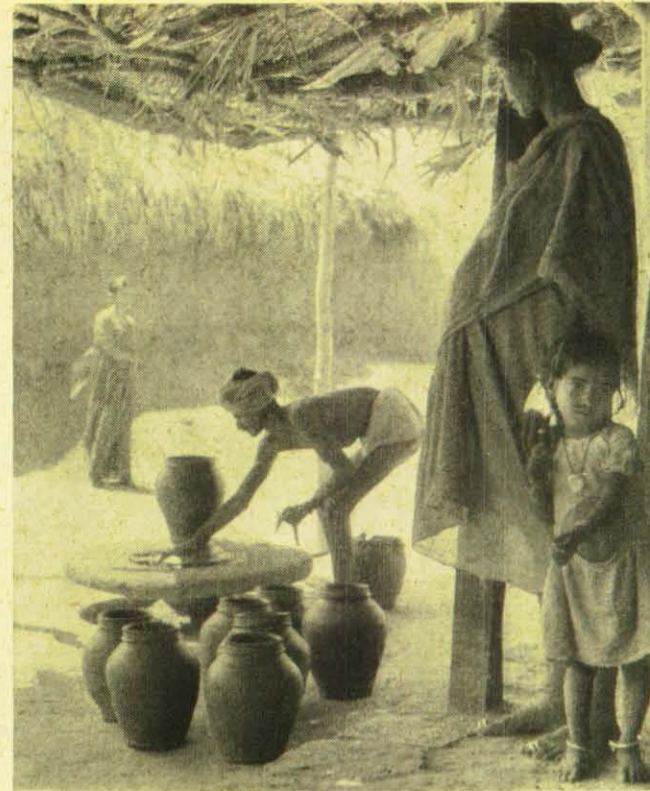


„Paß bloß auf, daß du keinen Fleck machst!“ Das sagte die Mutter schon, als er noch ein Knirps war. Aus Trotz tat er das dann erst recht. Hat er diese Angewohnheit aus den Kinderjahren beibehalten? Seine Frau sagt: „Du wirst nie erwachsen!“ Und sie bangt um jede neue Krawatte und jedes neue Kleidungsstück. Er auch – wie man sieht. Ob das viel hilft?





Zwanzig Kilometer von Haiderabad, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates, entfernt liegt das kleine Dorf Bandlaguda. Hier wirkt die junge Hindufräule Pullamma als „dai“. Neun Wochen lang hat sie an einem Hebammenkursus teilgenommen. Sie hat dabei eifrig gelernt und teilt nun ihre neuerworbenen Kenntnisse den Frauen ihres Dorfes mit.



Auch der Töpfer Yengayya, seine Frau Gandamma und Töchterchen Yamma wohnen in Bandlaguda. Sie sind eine glückliche Familie, die bald vier Köpfe zählt.

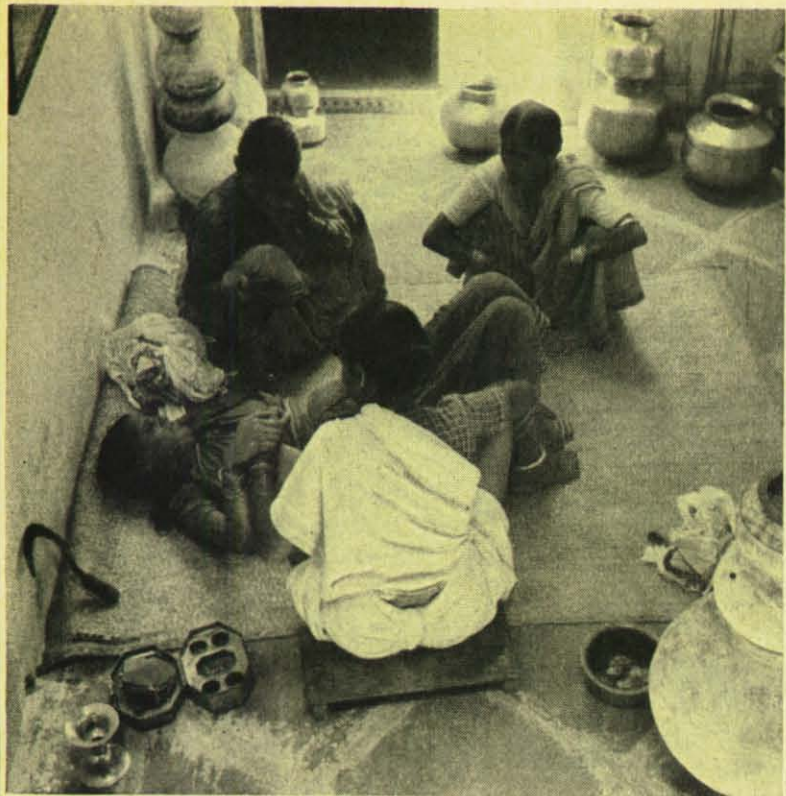
In Haiderabad:



Ihren Sari hochgeschürzt, damit er nicht naß wird, wäscht Pullamma mit Hilfe einer Nachbarin im Hof gründlich ihre Hände, Füße und die reifengeschmückten Arme. Dann erst geht sie zu der Patientin hinein. Vor der Entbindung wird sie sich noch einmal sehr sorgfältig waschen.



Auf der Veranda haben sich teilnehmend und erwartungsvoll die Nachbarinnen versammelt. Wird es ein Junge oder ein Mädchen? Die Frage interessiert in dem indischen Dorf — wie überall in der Welt. Die Einwohner sind eine große Familie.



Frau Gandammas schwere Stunde ist nah. Die „dai“ steht ihr hilfreich zur Seite. Die Nachbarinnen haben den einzigen Raum des kühlen Steinhäuschens auf Hochglanz gebracht. Alles ist sauber und blank.

Der neue Erdenbürger ist da! Ein hübscher großer Junge... Die ganze Familie wird stolz auf ihn sein. Eine Nachbarin schlägt den Kochtopfdeckel wie einen Gong. Sie befolgt damit einen alten Brauch: Der Lärm soll das Kind zum Schreien bringen. Ganz Bandlaguda nimmt Anteil an diesem freudigen Ereignis.

Ein Baby unter 12 Millionen

Bisher war Indien das Land mit der größten Kindersterblichkeit. Das soll nun anders werden. Die Weltgesundheitsbehörde hat eingegriffen und ihren internationalen Stab eingesetzt, um zunächst in dem südindischen Staat Haiderabad eine große Aufklärungs- und Hilfsaktion für Mütter und ihre Kinder ins Leben zu rufen. Über die Schwierigkeiten dieser Aufgabe ist man sich klar, denn rund zwölf Millionen Kinder werden jedes Jahr in der Indischen Union geboren. Die Erfolge werden sich nur langsam einstellen, gilt es doch, zum Teil tiefeingewurzelte Bräuche und Sitten zu ändern. Besonderer Wert wird auf die Ausbildung von Hebammen gelegt. Die „dais“, so heißen die braunen Geburtshelferinnen, werden in der Hauptstadt Haiderabad mit moderner Hygiene vertraut gemacht.



Der Krach mit dem Kochtopfdeckel hatte Erfolg: Der neue Erdenbürger kräht, als hinge er am Speiß. Die „dai“ lächelt wohlgefällig und wiegt den frischgeborenen Kleinen sorgsam und liebevoll in den Armen.



◀ **Eine Stunde später** haben sich die Neugierigen entfernt. Nun fordern die dem Aberglauben entsprungene Landesbräuche ihr Recht: Es gilt, die bösen Geister zu bekämpfen. Die vor der Haustür niedergelegten Gegenstände sollen sie vom Hause, der Mutter und dem Neugeborenen vertreiben. An der Türschwelle spielt die kleine Yadamma unbeirrt ihre kindlichen Spiele. Sie wundert sich nur, warum die Erwachsenen um sie her so aufgeregt waren.

▶ **Ihre Arbeit ist getan:** Pullamma, die Hebamme, kann beruhigt nach Hause gehen. Mutter und Kind sind „versorgt“. Versorgt vor allem auch nach den Geboten moderner Hygiene, die sie in Haiderabad kennengelernt hat. Sichtlich zufrieden nahm die junge Frau ihr „Honorar“ in Empfang: Ein lebendes Huhn und ein Maß Reis. Als Zugabe drückte ihr Yengayya, der stolze Vater, eine blanke Rupie (90 Pf) in die Hand.

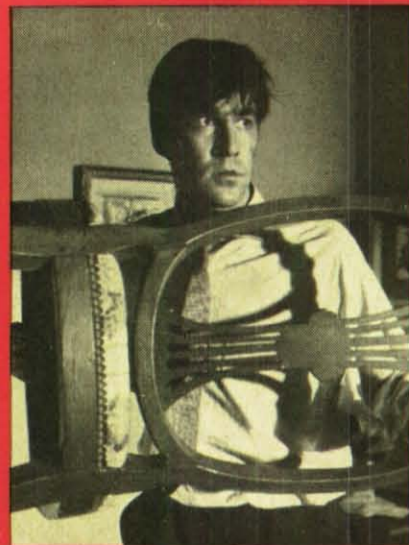


CASINO DE PARIS



ZB -film

Ein sehr eleganter Herr mittleren Alters in Frack, Abendcape und Zylinder betritt das weltbekannte „Casino de Paris“. Obwohl die Vorstellung fast zu Ende ist, nimmt er in der Loge Platz, die für ihn frei blieb. Auf der Bühne erscheint Catherine Miller (Caterina Valente), einer der Stars des Casinos. Ihr allein gilt sein ganzes Interesse. Er erwartet sie in ihrer Garderobe, gibt sich ihr als der berühmte Boulevard-Schriftsteller Alexander Gordy (Vittorio de Sica) zu erkennen und eröffnet ihr, daß sie die Idealbesetzung für die Hauptrolle seines neuen Stückes sei. Dann lädt er sie in seine Villa nach Cannes ein. Damit beginnen die heiter-dramatischen Verwicklungen dieses reizenden Farbfilms. — Foto: Bavaria/Eichberg/Marszalek



IN GEFAHRLICHE ABENTEUER wird der junge Schiffsoffizier Larry Ellis (Michael Craig) verwickelt. Weil er einem gefährlichen Falschmünzer so verтеufelt ähnlich sieht, bittet ihn die Polizei, als dieser aufzutreten, um so der Bande auf die Spur zu kommen, die Europa mit Falschgeld überschwemmt und eine verheerende Wirtschaftskatastrophe heraufbeschwört.



DAS MÄDCHEN DIANE ist eine der wenigen Personen, die den echten Falschmünzer sehr gut kennen. Und ausgerechnet mit ihr hat der Polizeispitzel, alias Schiffsoffizier Ellis, zu tun. Da heißt es, ganz gewaltig auf der Hut sein, damit der so gut ausgedachte und raffiniert eingefädelte Plan nicht noch im allerletzten Augenblick zum Scheitern kommt.



EINE SYMPATHISCHE FRAU ist Madame Ballu (Brenda de Baziés). Auch der junge Ellis kann sich ihrem Charme nicht entziehen. Wer würde diese Frau für eine Verbrecherin halten? Und doch ist Madame Ballu eine Schlüsselfigur des Falschmünzerringes, den die Polizei aufzuspüren bemüht ist. Das erfährt Ellis aber erst viel später. Fotos: J. A. Rank-Film

**In den Krallen
der Gangster**